chiskus

Nr. 1.05 · August 2005 · 54. Jhg.

Frankfurter Student_innen Zeitschrift · Bis OF gratis, auswärts 2,5 Euro

ARCHIVEXEMPLAR
KEIN VERLEIH
INFOLADEN LEIPZIG

Infoladen
Koburger Str. 3 · 04277 Leipzig
Telefon (0341) 3 02 65 04
www.nadir.org/infoladen_leipzig

gut aufgehoben?

Inhalt

3 editorial

5 What's your class identity?

Eine Email-Umfrage

9 Politik der gesellschaftlichen Arbeit

Kämpfe im Kapitalismus bei Silver, Castel und Hardt / Negri

18 ¡El pueblo no se va!

Eine Reise in die Vergangenheit der vielleicht gar nicht so neue Artikulationslogik aktueller Kämpfe in Argentinien

24 Action!

Oder: »Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit« (Schiller)

26 Proletarität aufheben.

Zur situationistischen Kritik und linken Verblendung

33 pro situation! pro revolution!

36 Drei heterosexuelle Pärchen auf Klassenfahrt

42 Regulation, Klasse, Geschlecht.

45 Neuer Antisemitismus an deutschen Universitäten

47 impressum

editorial

Klassenfahrt in die Wiederkehr

»Grundwiderspruch: des Kapitalismus ist der zwischen gesellschaftlichem Charakter der Produktion und privater Aneignung des Ertrags. Erlebt jeder Werktätige, wenn er zum Chef geht und um eine Lohnerhöhung bittet (›Nein‹).«
Lexikon des Kapitalismus, in: Titanic 8 / 2005, 8

I

Lange Zeit waren sie verschwunden, die gesellschaftlichen Klassen, jetzt scheinen sie wieder langsam aufzutauchen, aber halt, nein, eigentlich taucht nur eine Klasse auf, diejenige, welche den »Klassenkampf von oben« führt, also die Bourgeoisie. Mit der Entdeckung des Klassenkampfes von oben, welcher einen Globalangriff einerseits auf die Rechte der Lohnabhängigen und andererseits die Auflösung der für einige Zeit »normalen« Arbeitsverhältnisse (Flexibilisierung und wie die schönen Worte alle heißen) und damit die scheinbare Auflösung des klassischen Industrieproletariats, welches lange als die Verkörperung des Proletariats schlechthin galt, darstellt. Somit verlor z.B. der ML-Marxismus nicht nur seinen Bezug zu real existierenden Staatssozialismen, sondern auch die Klasse, auf die sich bezogen wurde, gleich mit. Doch in der Bestimmung des Klassenkampfs von oben geht es nicht minder verlustreich zu. Wer ist denn das Oben? Welche Bourgeoisie hat sich im gegenwärtigen Kapitalismus konstituiert? Neogramscianische Ansätze entdecken eine transnationale Mangager_innenklasse, im Anschluss an Poulantzas wird versucht die innere Bourgeoisie von der Kompradorenbourgeoisie zu unterscheiden. Es ist auf beiden Seiten des Antagonismus unklar, wer oder was sich dort formiert oder eben auch nicht formiert.

Gleichzeitig verbreiterte sich in einigen Kreisen der Linken zudem die Erkenntnis, dass das mit dem Proletariat als identischem Subjekt-Objekt der Geschichte (als auf die Füße gestellter Hegelscher Weltgeist), also als revolutionärem Subjekt, durch das fröhliche Mitwirken eben jenes am Nationalsozialismus und der Vernichtung der europäischen Juden und Jüdinnen so nicht zu halten ist, und das die Shoah als »Peripetie« (wie es Lukacs im Aufsatz Schicksalswende formulierte, den er 1944 schrieb, als die Existenz des Vernichtungslagers Maidanek in der internationalen Öffentlichkeit bekannt wurde) der Weltgeschichte ernst zu nehmen ist. »Auschwitz affiziert alles« (Claussen), so auch Begriff und Existenz des Proletariats.

Mit der Verabschiedung vom revolutionären Subjekt griffen postmoderne Ansätze die Einseitigkeit des marxistischen (immer auf den Unterschied zu Marxschem achten) Modells an und versuchten die gesellschaftliche Komplexität verschiedenster Unterdrückungsverhältnisse gegen die Reduktion des Antagonismus auf einen Hauptgrund stark zu machen. Verloren ging damit wiederum die Arbeit am Marxschen Begriff der Klasse und dessen Bedeutung für Marx' Befreiungstheorie. Im schlimmsten Fall wurde Befreiung (vom Kapital) gar nicht mehr gedacht. Dies ist der schlechteste aller Lösungsversuche der Probleme, die mit dem Marxschen Modell einhergehen. Selbst die als pessimistisch verschrienen Theoretiker_innen der Kritischen Theorie hielten immer an der Notwendigkeit der Befreiung fest und markierten genau die Schwierigkeit, Befreiung nach Auschwitz in der Verwalteten Welt (des Fordismus) überhaupt noch zu denken.

II

Doch zu Marx selbst. Im Allgemeinen gibt es eine Hauptvorstellung von der Marxschen Klassentheorie, die nicht unwesentlich von dem zur Staats- und Legitimationswissenschaft verknöcherten Marxismus geprägt wurde und die Grund für die vielfachen Verwerfungen ist. Vor allem die Hypostasierung des Proletariats, welches notwendig von der Geschichte den Auftrag zur Revolution haben soll, und die Geschichte, die damit teleologisch auf die Überwindung des Kapitalismus hinauslaufe, haben sich desavouiert und wurde zu Recht verworfen. In jener Rezeption werden die vielfachen Ausführungen von Marx, die er selbst allerdings nie wirklich systematisiert hat, nur verkürzt wahrgenommen, auch wenn diese Vereinfachungen sich vielfach in den Texten von Marx selbst belegen lassen. Dies ist Ausdruck der Verwobenheit von Befreiungstheorie und Klassenanalyse, von dem welthistorischen Auftrag des Proletariats und struktureller Klassenbestimmung. Letztere meint nichts anderes als die Stellung im und zum Produktionsprozess und zu den Produktionsmitteln. In den frühen Schriften geht Marx dann auch von einer tatsächlichen Vereinfachung der gesellschaftlichen Verhältnisse aus, d.h. einem Auseinanderfallen in zwei Klassen. Aus jener vermeintlichen Vereinfachung folgt, dass die Gesellschaft auch einfacher zu durchschauen würde; eine Annahme, die Marx dann mit der Fetisch-Theorie und der Erkenntnis der Verkehrungen und Mystifikationen selbst widerlegte.

Während in den frühen Schriften diese Figuren der Notwendigkeit der Revolution mit einem gehörigen Schuss Geschichtsteleologie im Vordergrund stehen, argumentiert Marx im Kapital viel vorsichtiger. Zunächst entwickelt er darin keine Klassenanalyse. Dies sollte erst auf der Höhe der Darstellung des Gesamtprozesses des Kapitals, der Einheit des Produkti-

ons- und Zirkulationsprozesses, erfolgen, da erst dort die strukturelle Bestimmung von Klassenpositionen möglich wird. Dennoch ist der Darstellung im Marxschen Kapital das Klassenverhältnis stets vorausgesetzt, wenn es auch begrifflich nicht entfaltet wird. Die Arbeiter_innen als doppelt freie sind hier nichts weiter als Träger_innen der Ware Arbeitskraft. »Der Mensch selbst, als bloßes Dasein von Arbeitskraft betrachtet, ist ein Naturgegenstand, ein Ding, wenn auch lebendiges, selbstbewusstes Ding ...« (MEW 23, 217). Auf dieser Ebene stellt sich der Klassenkampf als rein kapitalimmanent dar, als Kampf um die Erhaltung der Ware Arbeitskraft durch den Kampf um den Mehrwert. Letzterer ist derjenige um die Länge des Arbeitstages. Er wird nicht nur um die absolute Länge ausgefochten, sondern auch um die Länge von (Essens-)Pausen etc. geführt – »nibbling and cribbling at meal-times« nannten dies die Arbeiter_innen (ebd., 257). D.h. hier ist der Antagonismus ein Immanenter, der kein Stück über das Bestehende hinausweisen muss, sondern im Gegenteil zur Stabilität des Kapitalismus beiträgt. Somit ist der Klassenkampf eine Form, in der das Kapitalverhältnis prozessiert und durch die hindurch es sich reproduziert. Gleichzeitig gerinnen jene Verhältnisse zu sozialen Formen, die den Menschen gegenübertreten, ihr Werden aus den Verhältnissen verschleiern und somit als quasi-natürliche erscheinen. Das Alltagsbewusstsein erkennt nur diese Erscheinungen und kann die Mystifikationen nicht mehr durchschauen; somit bleibt der Klassenkampf notwendig kapitalimmanent. Dies markiert die Dialektik der Statik und Dynamik des Kapitalverhältnisses, da die sich permanent verschiebenden Verhältnisse als unveränderlich und statisch permanent rekonstituiert werden.

Wenn es an diesem Punkt noch so erscheint, als wären nur zwei strukturelle Klassenpositionen vorhanden, so kann dies auf der Ebene des Gesamtprozesses des Kapitals differenziert werden. Das Vorhergehende spielt sich in der Sphäre der Produktion ab, doch können nun noch mehr strukturelle Positionen bestimmt werden, was heißt, dass es durchaus unterschiedliches bedeuten kann, Nicht-Besitzer_in von Produktionsmitteln zu sein. In der Zirkulation der Märkte wird der in der Produktion hergestellte Mehrwert realisiert. Dort finden sich weitere Klassenpositionen (Händler_in, Transport etc.). Der so in Geldform zurückverwandelte Wert wird reinvestiert, so dass der Kreislauf permanent prozessiert. Auch in dieser Zirkulation können von den anderen unterschiedene Klassenpositionen bestimmt werden (dort sind Banken etc. anzusiedeln). Allein an diesem Holzschnitt lässt sich ersehen, dass sich die strukturelle Klassenbestimmung als weit differenzierter darstellt, als dies die weitläufigen Vorstellungen der Marxschen Klassentheorie nahe legen.

III

Wenn nun die Klassenverhältnisse als antagonistische nicht über das Bestehende hinausweisen, sondern permanent durch die Kämpfe hindurch reproduziert werden, so dass auch das Ganze zwar prozessierend transformiert wird, im Prinzip aber dennoch statisch bleibt, die Produktion und Appropriation des Mehrwerts Sinn und Zweck der gesellschaftlichen Produktion sind, was kann dann gegenwärtig mit dem Klassenbegriff angefangen werden? Zunächst ist die Arbeiter_innenklasse strukturell integrierter und verstaatsbürgerlichter Teil der Verhältnisse und somit einer reaktionären Praxis immer einen Schritt näher als einer progressiven. Wer »Arbeit, Arbeit, Arbeit« schreit, ist halt kein revolutionäres Subjekt, sondern Teil der Konterrevolution. Und zudem haben die deutschen Proletarier nicht die Regierung gestürzt, sondern ihr bis zur letzten Sekunde und noch weit darüber hinaus die Treue gehalten hat. Wie also dennoch Befreiung von Klassenverhältnissen denken? Eine Möglichkeit wäre es, an die alte Dialektik der Produktivkräfte und Produktionsverhältnisse anzuknüpfen, und dies im Hinblick auf die »Entmenschung« zu thematisieren ohne einem teleologischen Geschichtsoptimismus zu verfallen, d.h. den Pessimismus behalten zu können. Werden die Produktivkräfte als Möglichkeiten genommen, eine vernünftige Welt einzurichten, was durchaus getan werden kann in einer Gesellschaft, in der immer mehr (stofflicher) Reichtum produziert wird, so müssen umgekehrt die Produktionsverhältnisse als Verhinderung jener Möglichkeiten erkannt werden, denn dieser wachsende Reichtum hat eine wachsende Armut zur Folge. Werden nun die Produktionsverhältnisse als Gesamtheit aller gesellschaftlichen Verhältnisse thematisiert, in denen die Produktion stattfindet und sie und die Gesellschaft in ihrer Gesamtheit reproduziert werden, besteht die Möglichkeit, die Reduktion des Blicks auf die Klassen zu vermeiden. Drittens müssten die Produktionsverhältnisse in diesem Sinn in ihren Auswirkungen auf das einzelne Subjekt betrachtet werden, und damit als Verhinderung der Möglichkeit der Entfaltung einer jeden Einzelnen, oder, allgemeiner gefasst, als Übermacht der Heteronomie gegenüber der Autonomie der Einzelnen und damit gleichzeitig als Zerstörung der Möglichkeit von Erfahrung und Reflexion und somit der Voraussetzung der Möglichkeit von Emanzipation. Eine Klassenanalyse hat sich also für das einzelne Individuum zu interessieren und wie es von den Verhältnissen konstituiert und gleichzeitig zerstört wird. Eine solche Analyse ermöglicht den Blick zu öffnen für Potentiale, die den Verhinderungen durch die Produktionsverhältnisse entgegenwirken können, um damit Räume zu öffnen für die Möglichkeit einer verändernden Praxis.

Frei nach Agnoli: Das revolutionäre Subjekt ist jenes, welches die Revolution macht. Vielleicht kann dieses Heft ein wenig dazu beitragen.

.red

Zur Heftkritik laden wir dieses Mal am 28. September. Beginn ist um 20 Uhr im *diskus*-Raum, Studierendenhaus Universität Frankfurt/M.

What's your class identity?

Eine Email-Umfrage

Wie teuer sind deine Klamotten?

Was ich gerade anhabe ca. 80 Euro, ist halt Sommer.

Kombi aus Woolworth bzw. H&M und teurem Outdoor-Zeug.

Irgendwas zwischen ›endless summer‹ und ›p&c‹.

Manche T-Shirts sind teuer (mehr als 20 Euro) manche Hemden billig (z.B. 4 Euro), manche Sachen sind (für mich) umsonst, weil meine Mutter sie mir schenkt (sie meint anscheinend, dass ich nicht angemessen – an was auch immer – gekleidet bin), manche Sachen sind billig, weil ich sie im Urlaub kaufe, wo sie entweder in ›sweatshops‹ oder in ›free production zones‹ hergestellt werden und deshalb vor Ort für wenig Geld zu haben sind. Die Jeans, die hier 85 Euro kosten und in ›sweatshops‹ oder in ›free production zones‹ hergestellt worden sind, kaufe ich dort für 15 Euro.

Habe mir lange nix gekauft, also schwer zu sagen, viel Geschenktes im Schrank. Hätte gerne coole Klamotten. Es ist ja so die Frage: narzisstische Falle / Konsumwahn vs. Schönsein als »natürliches Bedürfnis«? Bin zu arm, um in die Falle gehen zu können, ist vielleicht ganz gut, aber Sozialneid kenne ich durchaus.

Wie viele Stunden arbeitest du die Woche?

Ich denk mal so 35 Stunden bis 40 Stunden.

Normalerweise 26 Stunden Lohnarbeit, Angestelltenverhältnis. Lohn schwankt abhängig davon, wie gut der Laden läuft. Außerdem gebe ich Kurse in ›Contact Improvisation‹, das organisiere ich alles selbst.

5 1/2 Stunden.

19,5 als Lohnarbeit und dann noch ca. 8 als Redakteurin. Den größten Teil des Rests der verbleibenden Zeit lese ich, schreibe Aufsätze oder Vorträge, putze die Treppe oder das Bad, nehme an Seminaren teil oder bereite welche vor, wasche Wäsche oder bügele, bereite Lektürekurse für *theoriepraxislokal* vor etc.

Ca. 40 Stunden fürs Studium im Krankenhaus (Medizin im letzten Jahr), sprich fürs Funktionieren des Gesundheitssystems; 11 bis 22 Stunden für Geld. Ersteres auch für meine Bildung; zweiteres für die Miete, Essen, Bier etc.

Und für wen? Für dich?

Yep, Ich-AG oder so ähnlich.

Einerseits für die GbR meiner drei Chefs, mit denen ich zu-

sammenarbeite. Wir duzen uns »im Team«. Andererseits natürlich für mich (die Kurse), das läuft aber mehr so nebenher, am Wochenende oder in meinem bezahlten oder unbezahlten Urlaub.

◗ Für Menschen mit Kaffeewünschen.

◗ Die Lohnarbeit mache ich an einem Institut, das zur Uni gehört, als Redakteurin für eine linke Monatszeitung und den Rest für mich und für die Kritik an der Gesellschaft.

◗ Für *mich* lieg ich in der sonne und lese.

Hat schon mal jemand für dich gearbeitet?

Ja, juchhu, einmal.

◗ Nein, und das kommt auch gar nicht in die Tüte. Ausgeschlossen.

◗ Das kommt darauf an, wie es gemeint ist. Selbstverständlich haben Leute schon für mich gearbeitet, in dem sie mir geholfen haben, indem sie Arbeiten gemacht haben, die ich nicht mehr gepackt habe, indem sie mir einfach einen Gefallen getan haben etc. Wenn die Frage meint, ob jemand für mich Lohnarbeit gemacht hat, dann verneine ich sie. Aber im Rahmen meiner Lohnarbeit gibt es eine Sekretärin, die ich bitten kann, mir Sachen abzunehmen.

◗ Vielleicht eine Krankenschwester die mich im OP steril eingepackt hat? Vielleicht der Versorger, der mir 'ne Kiste Bier gebracht hat, damit ich sie an der Bar verkaufen kann? Wohl eher ein Zusammenarbeiten, oder?

Bist du Vorgesetzte, Angestellte, Chefin?

Sklave meines schlechten Gewissens.

◗ Angestellter, wie gesagt.

◗ An(ge)stell(t)e//r

◗ Ich bin Angestellte im Institut. Vorgesetzte und Chefin bin ich nicht.

Blue or white collar?

No Collar, no tie, Spaß dabei.

◗ Physiotherapeut würde ich als ›white collar‹ kategorisieren, Gesundheitssektor, nicht sonderlich gut bezahlt, Frauenberuf.

◗ Hä?

◗ White.

◗ Weißer Kittel = white collar, aber Studentin, das heißt: gar nix. Keine Identifizierung mit einer eventuell klassenkämpferisch wirksam werdenden Gruppe möglich. Scheine aber auch nicht so viel zu verpassen?!

Kannst du Arbeit und Freizeit trennen?

Nö, will ich auch nicht.

◗ Was meinen Job als Physio betrifft: ja, ganz klar; das muss auch sein. Was meine Kurse betrifft: nein, den Anspruch hab ich auch nicht, im Gegenteil.

◗ Wer will das schon …

◗ Nein, kaum.

◗ In der Psychosomatik sehr schwer … klar, eine Indikation für eine eigene Therapie, wie es eine gescheite Ausbildung auch vorsieht. Die Geldarbeit ist mir, sobald ich den Arbeitsplatz verlassen habe, völlig wurst.

Wärst du gerne Millionär?

Na klar, warum nicht?

◗ Ja. Multimillionär, wenn schon.

◗ Klaromat …

Ja, dann könnte ich mir die 19,5 Stunden sparen.

◗ Ja.

Spielst du Lotto?

Wer im Lotto gewinnt, wird auch vom Blitz getroffen.

◗ Nein.

◗ Das tun andere für mich.

◗ Einmal habe ich das getan, es muss aber etwas schief gelaufen sein, denn ich war mir sicher, dass ich den Jackpot knacken würde. Wahrscheinlich bin ich betrogen worden oder es gab eine Verschwörung gegen mich.

◗ Nö.

Hast du einen Gewerkschaftspass? Oder denkst du bei Gewerkschaft nur an Staub und Mief?

Nein, hab das System auch noch nie verstanden.

◗ Nein, kein Gewerkschaftspass. Ich bin hier in Paris Mitglied bei SUD. Mach da aber nichts.

◗ Nein, kein Pass, aber einen Rollstuhlführerschein. Bei Gewerkschaften denk ich an lustige rote Symbole.

◗ Ja. Ich bin Mitglied bei der ÖTV gewesen und dann von ver.di übernommen worden. Ich kann bei Gewerkschaften an Staub und Mief denken und trotzdem drin sein. Ich kann ja meinen Staubsauger mitnehmen. Von innen aufmischen, »reintreten«, wie mein Freund Wolfgang zu sagen pflegt. Ich mache Bildungsarbeit bei ver.di und will diese Arbeit und die Diskussion mit den Krankenschwestern, Müllmännern, Verwaltungsangestellten, Laschern und Busfahrern auch nicht missen.

◗ Bin in der Pseudogewerkschaft Marburger Bund, habe aber den letzten »Streik« vor lauter Arbeit verpasst, genau wie die Kollegen. Beim G-Wort denke ich weniger an Staub und Mief, als an Selbstverrat und eklige Standort-Deutschlandtümelei.

Wie viele Bildungswege hast du beschritten?

Einen.

◗ Gymnasium abgebrochen, zweiter Bildungsweg abgebrochen, HWP Hamburg abgebrochen, Körpertherapieausbildung abgeschlossen, Physiotherapieschule abgeschlossen, Osteopathieausbildung abgebrochen, HU Berlin ›Gender Studies‹ letztes Jahr angefangen.

◗ Ich glaub zwei …

◗ Einen. Abitur, und dann 14 Jahre Studium (generale). Abschluss mit Promotion.

◗ Abi, Pseudostudium, Ausbildung, Studium im letzten Jahr.

Und was arbeiten deine Eltern?

◗ Vater Professor für theoretische Physik an der TU München, Mutter Hausfrau, früher Bürolehre.

◗ Irgendwas, womit sie so 'nen riesigen Batzen Geld verdienen, dass sie mir mein Rumstudieren bezahlen können.

◗ Mein Vater arbeitete als Kfz-Mechaniker und war dann beim Service von Volvo BM. Meine Mutter hat Sekretärin gelernt und zuletzt bei einer Zeitung Skripte abgetippt.

◗ Sie: Schreibkraft BFA; er: Hausmeister in einem Jugendausbildungszentrum.

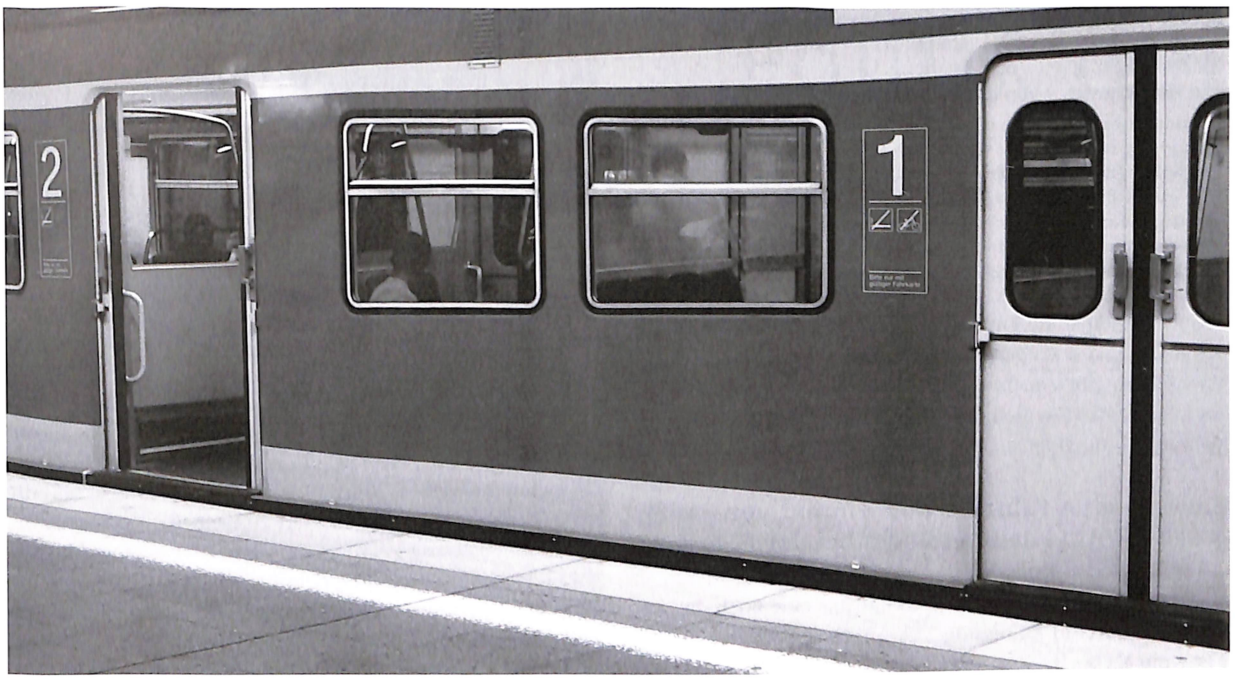
Wie viele Jobs hast du schon gemacht?

Job = kurzzeitige abhängige Erwerbstätigkeit zur Anschaffung von Luxusgütern: einen.

◗ Pfleger für körperlich Behinderte, Fahrradkurier, Kinderladen, diverse Industriejobs über TUSMA, seit der Physioausbildung nur noch als Physiotherapeut gearbeitet.

◗ Wahrscheinlich fünf.

◗ Viele: Babysitter, Nachhilfe, in der Main Echo-Druckerei,



bei Petri Lenkräder gestanzt, bei Titmus Eurocon ein halbes Jahr im Früh- und Spätschichtwechsel Kontaktlinsen verschweißt und verpackt, bei der Kleiderfabrik Kalb im Büro, bei der DKS-Spedition Frachtbriefe geschrieben, als Tutorin an der Uni, für die Werkschutzfirma IWS am Frankfurter Flughafen Gepäck kontrolliert, bei einer Privatfamilie Jahre lang als Putzfrau, im Farbenhaus am Lindenbaum Farben und Tapeten verkauft, bei der Gewerkschaft als Teamerin, bei der IG BAU für drei Monate in der Pressestelle, im Institut als wissenschaftliche Mitarbeiterin, als Redakteurin bei einer Zeitung.

◗ Haufenweise … Von Kiosk, Bananen verpacken in 'ner Fabrik, Maurern, Lackiererei, Masseurin, Barfrau bis Schlafforscherin.

Und hast du deine Kolleginnen gehasst oder Genossinnen genannt?

Kann man Genossen nicht hassen?

◗ Gehasst nicht gerade, aber ich konnte mit den homophoben Mackern, die sich nur für Autos und Fußball interessieren, ständig sexistische Witze erzählen und *BILD* lesen, die ich in den Prolojobs getroffen habe, absolut nichts anfangen. Mit den Physiotherapie-Kolleg_innen ist es gemischt.

◗ Na ja, einmal hab ich zu einer »Schrulle« gesagt, das war aber lieb gemeint.

◗ Ich nenne manche Kolleg_innen Genoss_innen und hasse sie. Ich mag manche und habe manche gemocht, und manche waren und sind mir gleichgültig. Andere wiederum, und das sind alles Genoss_innen, habe ich sehr gerne. Wieder andere sind keine Genoss_innen und ich habe sie auch gerne.

◗ Gehasst höchstens die Vorgesetzten, Genossinnen habe ich nur meine politischen Genossinnen genannt.

HL oder ALDI?

L'Aldi und Tengelmann.

◗ Was ist HL? Ich bin in Berlin in einer Einkaufsgemeinschaft für Biokram, da kauf ich fast alles.

◗ Tengelman.

◗ Beides.

◗ Aldi.

Tennis, Golf oder Fußball?

Tischkicker.

◗ None of the above. Aikido, Contact Improvisation, Fitness-Studio.

◗ Tischtennis.

◗ Nichts davon. Rad fahren, Schwimmen und Badminton.

◗ Fußball.

Amalgam, Keramik oder Kunststoff?

Keramik.

◗ Gold. Die Kasse hat's damals zu 100 Prozent übernommen.

◗ Zahnbürste, regelmäßig …

◗ Amalgam hinten, vorne Keramik – solange ich es noch bezahlen kann.

◗ Alles.

Westend, Bornheim oder Gallus? Altbau oder Platte?

Gallus, Halbbau.

◗ Ich finde Neukölln gut. Wedding wäre mir zu weit weg von Kreuzberg. Friedrichshain find ich nicht so toll. Schöneberg kenn ich nicht. In Paris finde ich Belleville ganz nett. Arbeiten tu ich in Créteil, find das ganz nett hier, das ist Banlieue, ethnisch und klassenmäßig ziemlich gemischt, aber nicht so krass wie die echten Banlieues im Norden. Altbau. 154 Euro für 42 qm Ofenheizung. Neukölln.

◗ Ostend, eine hellhörige 50er Jahre-Wohnung.

◗ Maintal Dörnigheim, Doppelhaushälfte mit Garten.

◗ Gallus, Altneubau.

Wo fühlst du dich wohler, in der Kneipe an der Ecke oder beim kultivierten Diner im französischen Restaurant? Letzteres, obwohl du lohnarbeitsabhängig und prekär beschäftigt bist? Wie passt das zusammen?

Hab den Vergleich nicht, kenne keine französischen Restaurants.

◗ Ich bin nie in Eckkneipen. Wenn mich jemand einlädt, geh ich auch in ein teures Restaurant, allerdings muss ich bald

wieder weg, weil ich die Leute, die das essen zu sehr hasse.

Eckkneipen.

In der Kneipe. Aber das Essen schmeckt in der letzteren meistens besser. Wenn ich gut esse, fühle ich mich partiell auch wohl. Ich versuche dann vom Kultivierten zu abstrahieren. Sollte es ein gutes französisches Restaurant sein, gibt es dort gutes Essen. Auch als Lohnarbeiterin oder prekär Beschäftigte kann ich meine Sinne emanzipieren. Die bourgeoisen Arschlöcher um mich herum habe ich auch auf irgendwelchen wissenschaftlichen Kongressen um mich. Die müssen mir ja nicht den Appetit verderben.

Gutes Essen sollte ein Menschenrecht sein, fehlt halt das nötige Geld, so sind eben die Bedingungen. Na ja, ein gewisses Unwohlsein gibt's auch, wenn zu viel Besteck auf dem Tisch liegt. So ist das bei meinem Hintergrund, ... Soll mich aber nicht davon abhalten, auch ein kultiviertes Diner zu genießen.

Hast du eine Fabrik schon einmal von innen gesehen? Am Fließband oder bei der Führung?

Am Band ohne Freunde.

Mal so für eine Woche. Aber weder das eine noch das andere. War dort zur Reinigung.

Sowohl als auch.

Ja, mehrere. Mein Vater hat uns als Kind schon immer in die Volvo-Fabriken geschleppt und uns erzählt, wie gut es den Volvo-Arbeitern geht. Heute gehe ich mit Vorliebe in Stahlwerke. Am Fließband habe ich Lenkräder gestanzt und dann ein halbes Jahr im Früh- und Spätschichtwechsel Kontaktlinsen verschweißt und verpackt. Führungen durch Stahlwerke mache ich sehr gerne mit, kann mich aber nicht entscheiden, ob ich Flachstahlwalzen oder T-Träger-Walzen besser finde. Ich glaube, letztere.

Siehe oben, und dabei habe ich begriffen, was Entfremdung bedeutet. Das macht einen fertig: man tut etwas sinnloses unter beschissenen Bedingungen und wird dafür mies bezahlt. Es gibt Leute, die machen das ihr ganzes Leben – ich war nach zwei Monaten raus – schon ein Privileg.

Was verbinden die Auseinandersetzungen und Arbeitskämpfe in Argentinien mit der letzten linken Studentin?

Sie verändern unsere Gesellschaft hier gleichermaßen.

Das müsste sich die letzte linke Studentin mal genau überlegen.

Beef.

Die Kolleg_innen in Argentinien erfahren und machen das, was die meisten linken Studentinnen heute leugnen.

Menschenfreundliche Bedingungen muss man sich überall erkämpfen. Wird einem ja nicht geschenkt. Mit ein bisschen Empathie sind die Parallelen zu erkennen, hoho. Und es kann auch mal was durchgesetzt werden, auch wenn das in der Regel früher oder später immer schief gelaufen oder in Blut ertränkt worden ist. Wohl auch ein Grund, warum in der Regel so viele auf Befreiungsbewegungen abgefahren sind. Aber nicht vergessen: der Hauptfeind steht im eigenen Land ...

Was ist deine Klasse? Gehört sie dir oder du der Klasse? Doing class oder being determined? Lässt sich die Klasse wechseln wie ein Kleidungsstück oder ist sie in den Körper eingebrannt? Oder ist die Klasse eine irrelevante soziale Kategorie?

Wer schon mal einen der wenigen echten Arbeiter_innen getroffen hat, wird merken, dass es Klassen gibt, nur keinen Klassenkampf.

Bin qualifizierter Arbeiter mit hohem kulturellem Kapital. Man kann im Prinzip die Klasse wechseln, das dauert aber Jahre, manchmal Jahrzehnte. Und manche Gewohnheiten, (In)Kompetenzen und damit verbundene potentielle Privilegien oder Diskriminierungen lassen sich überhaupt nicht ändern.

Huch, als ob ich darauf die Antworten hätte ...

Meine Klasse ist die Arbeiterklasse (wir stehen allerdings in keinem Eigentumsverhältnis). ›Klasse‹ lässt sich nicht wechseln wie ein Kleidungsstück, aber sie lässt sich wechseln – und das sieht man dann manchmal an den Kleidungsstücken. Wenn mir Leute plötzlich (z. B. nachdem sie Diplom gemacht haben) erzählen, dass »ein Anzug eigentlich sehr bequem zu tragen ist«, dann vermute ich, dass sie im Begriff sind, die Klasse zu wechseln und sich einreden wollen, dass sie sich jetzt auch »wohl fühlen« – wahrscheinlich weil die Brandnarben (um in Eurem Bild zu bleiben), die die Klasse, aus der sie kommen, hinterlassen hat, noch schmerzen oder mindestens jucken. In meinem beruflichen Umfeld gibt es ein paar Leute, die im Moment bemüht sind, die Klasse zu wechseln (oder schon gewechselt zu haben) über eine akademische Karriere. Wenn sie ihnen gelingt, können das äußerst unangenehme Zeitgenossen werden. Die Klasse steckt natürlich auch im Körper; im Rücken, im Gehirn, in den zerkauten Fingernägeln, in der Lunge usw. Aber weil Körper auch Natur ist und Natur etwas gesellschaftliches, ist sie veränderbar. Eingebrannt klingt nach ontologischer Setzung, nach: Da ist nichts zu machen. So ist es aber nicht. Das ist aber kein (oder nicht nur ein) individuelles Problem, sondern ein gesellschaftliches.

Gerade im jetzigen Studium merke ich meine Klasse, in Form von Sozialneid an diesen ganzen bürgerlichen Schnuckellinen, mit dem goldenen Löffel im Mund, manchmal will ich sie alle umlegen rattattattattatta ... aarrrgh! Nun ist die Arbeiter_innenklasse aber ihrerseits zum Großteil schlimm unterwegs; »die Scheißneger kriegen's doch vorne und hinten reingeblasen und um uns kümmert sich niemand ...« Also wieder rattattatta ...? Echt scheiße wird's, wenn man so in seiner Klasse verhaftet ist, dass man nicht auf die Idee kommt, es sollte einem mehr zustehen. Nicht, dass ich denke, Arbeiterinnen stünde nix zu, aber der Mechanismus ist doch schon der, dass nicht von den Reichen gefordert wird, sondern von den noch Ärmeren. Wenn man in den bürgerlichen Kreis aufsteigt, dort aber ganz zurückgenommen und schüchtern ist, merkt man, dass Klasse nicht so einfach zu wechseln ist wie ein Schuh. Bin auf jeden Fall noch der Arbeiterinnenklasse, aus der ich komme verhaftet, was mir in der jetzigen Situation einen ziemlichen Rollenkonflikt aufbürdet, ... ›Well, I'm an upstart, ha.‹ Aber grundsätzlich macht regelmäßige Arbeit über mehr als, ich sag mal, sechs Stunden jede krank, ob white oder blue collar ... der Scheißkapitalismus ist einfach menschenunfreundlich organisiert.

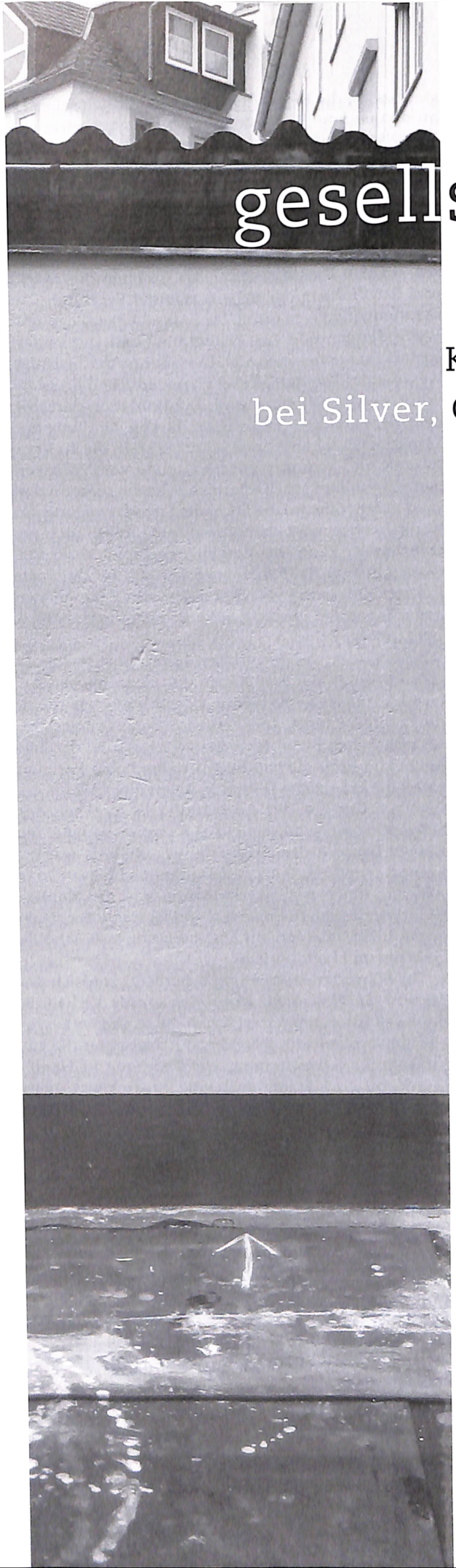
Daniel I

Daniel II

Johannes

Vero

nr



Politik der gesellschaftlichen Arbeit

Kämpfe im Kapitalismus bei Silver, Castel und Hardt/Negri

Der Klassenbegriff hatte in der bundesdeutschen Politiklandschaft immer eine Signalfunktion. Wer von Klassen sprach, wies sich als Teil der radikalen, mindestens marxistischen Linken aus. In der radikalen Linken der Gegenwart scheint der Begriff der Klasse oft mit dem Versprechen verknüpft, einen sicheren Bezugspunkt darzustellen im oszillierenden Koordinatensystem zwischen Sexismus, Rassismus, Postkolonialismus etc. Darauf verweist z. B. die Debatte um die Prekarisierung von Lebens- und Arbeitsverhältnissen, wie sie rund um den Euromayday (http://www.euromayday.org) geführt wird. Viele Organisator_innen und Unterstützer_innen des Euromayday verbinden mit dieser Kampagne einen Prozess der neuen Formierung eines politischen und sozialen Subjekts, das sich gerade in Abgrenzung zur Arbeiterklasse und ihrem 1. Mai definiert. Es geht um eine Bewegung, in der Kämpfe der Migration, um Geschlecht, reproduktive und affektive Arbeit und so genannte atypische Arbeitsverhältnisse eine gemeinsame Politik entwickeln (vgl. Le Monde Precaire 2005).

Kritiker_innen betonen dagegen, dass mit »Prekarisierung« eine Teilbereichsdebatte geführt werde, in der die Linke ihre eigenen Lebensbedingungen reflektiere und nicht in der Lage sei, Bezug zu nehmen etwa auf »Kämpfe gegen den Prekarisierungsangriff etwa bei Daimler oder Opel« (Hauer 2005). Mit der Neugründung einer »Linkspartei« ist eine andere Variante des Klassenbegriffs wieder aufgewärmt worden, in dem »Klassen« Markierungen innerhalb einer vertikalen Topologie darstellen. In einer Besprechung von Oskar Lafontaines neuem Buch »Politik für alle« wird dies in aller Schlichtheit deutlich: Lafontaine führe »uns die Politik als Klassenkampf vor, und zwar als Klassenkampf von oben, in dem die SPD zum einen Verbündeter der Reichen ist und zum anderen auf eigene Faust die Lebensbedingungen der unteren Klas-

sen verschlechtert. Es ist erfrischend, eine Politikanalyse vorgelegt zu bekommen, die nicht vergessen hat, dass es soziale Klassen gibt.« (Josef Reindl, *Freitag* 24.6.05) Welten liegen zwischen dem Klassenbegriff der Linkspartei, die sich gegen Fremdarbeiter formieren soll, und der Klasse des Prekariats.

Von sozialen Klassen zu sprechen, heißt offensichtlich nicht immer das gleiche. Die ultrakurzen Spotlights auf Elemente der linken Diskussion zu Klasse deuten bereits an, dass der Klassenbegriff ganz unterschiedliche Politiken begründen kann. Die Betonung des einen oder die Vernachlässigung eines andern Aspekts des Klassenbegriffs sind Indikatoren dafür, in welche Richtung – sowohl gesellschaftlich als auch geografisch / territorial – politische Konzepte gehen, die mit Klassen argumentieren. Dieses wechselseitige Verhältnis zwischen den Begriffen und der Praxis prägt die Klassentheorie von Anfang an. Die historischen Kämpfe sind nicht unabhängig von den Theorien, diese gehen in die Kämpfe ein und die Kämpfe wirken zurück auf die Theorie. Im folgenden wollen wir zu einer Rekonzeptualisierung des Klassenbegriffs beitragen, indem wir uns in einem ersten Schritt den Problemen der Konzeption von Marx zuwenden, um dann in einem zweiten Schritt anhand einiger neuerer Veröffentlichungen weitere Aspekte des Klassenbegriffs und den damit jeweils verbundenen Politiken zu diskutieren.

I.

Drei Momente des Klassenbegriffs

Die Analyse der Klassenkämpfe bei Marx ist durch eine grundlegende Ambivalenz gekennzeichnet. In den politischen Werken – wie z. B. dem »Kommunistischen Manifest« – ist der Gedanke vorherrschend, dass die revolutionären Krisen auf eine zunehmende Verdichtung verschiedener Phänomene hinauslaufen, die zu einer Polarisierung der Gesellschaft in antagonistische Lager führen. Im Mittelpunkt dieser Geschichtsauffassung steht der Kampf von kollektiven Akteuren, die mit einer eigenen Identität, einer sozialen Funktion und sich gegenseitig ausschließenden politischen Interessen ausgestattet sind. Zwischen diesen herrscht ein latenter oder offener Bürgerkrieg, was die Möglichkeit bietet, die Klassen als Akteure der Geschichte zu personifizieren, womit auch eine Symmetrie der so gefassten Akteure impliziert ist.

Eine solche Symmetrie der Begriffe fehlt im »Kapital«. Das Kapital stellt zwar einen Prozess dar, der ganz vom Klassenkampf bestimmt wird, enthält aber eine grundlegende Asymmetrie der Klassen. Die Kapitalist_innen treten nie als soziale Gruppe in Erscheinung, sondern sind »Charaktermasken«, Träger_innen des Kreislaufs des Kapitals und seiner verschiedenen Funktionen. Nur im Falle von Störungen und Krisen in diesem Kreislauf werden die verschiedenen Klassenfraktionen (industrielles, Finanz- und Handelskapital) zu soziologischen Größen. Das Proletariat hingegen ist die grundlegende Voraussetzung für die Verwertung des Kapitals, das Resultat seiner Akkumulation und gleichzeitig die Begrenzung, auf die der sich selbst reproduzierende Wert stößt. Diese Asymmetrie des Kampfes zwischen Proletariat und Bourgeoisie bildet die Basis des Klassenkonflikts, insofern dieser immer schon in der Produktion- und Reproduktion der Ausbeutungsbedingungen anwesend ist und nicht von außen in diese herein getragen wird.

Im Marxismus werden nun diese beiden Sichtweisen auf den Klassenkampf (das Problem der Macht und das Problem der Arbeit) zu einer Erzählung zusammengefügt, die durch bestimmte Übergänge und Verbindungen und eine bestimmte Logik der Widersprüche gekennzeichnet ist. Der »Form« der Selbstbewegung des Kapitals, die einen unendlichen Kreislauf von Form-Wandlungen und Akkumulation darstellt, steht deren »Inhalt« gegenüber: die Umwandlung von Menschen in lohnabhängige Arbeitskraft, die als Ware gekauft und verkauft, zur Erzeugung von Mehrwert genutzt und auf gesellschaftlicher Ebene reproduziert wird. Aber während die Form der Selbstbewegung des Kapitals trotz möglicher Krisen seine Kontinuität gewährleistet, kann die Einheit der Proletarisierung, worauf Étienne Balibar hingewiesen hat, nur durch die Zusammenfassung von drei Arten von Phänomenen gedacht werden, die sich äußerlich sind (vgl. Balibar 1990, 199ff).

Das Moment der eigentlichen Ausbeutung ist charakterisiert durch die Warenform der menschlichen Arbeitskraft und die Aneignung des Mehrwerts durch die Kapitalist_innen. Das Verhältnis bedarf einer stabilen juridischen Form: Im Arbeitsvertrag (und darüber hinaus im bürgerlichen Recht) treten beide Parteien einander als gleiche (Besitzer_innen einer Ware) gegenüber. Der Ort der Ausbeutung ist zugleich der Schauplatz eines permanenten Kampfes entlang der Kategorien, die das Ausbeutungsverhältnis tragen: Kampf um Löhne, Zusammenschlüsse der Arbeiter_innen in Gewerkschaften und der Kapitalist_innen in Unternehmerverbänden, sowie der staatlichen Interventionen zur Durchsetzung von Arbeitsgesetzen und Lohnnormen.

Die Stätte der Ausbeutung beherbergt zugleich *das Moment der Herrschaft*, worin das soziale Verhältnis der Produktion geprägt ist durch die so genannte »reelle Subsumtion« der lebendigen Arbeit unter die kapitalistische Arbeitsteilung, die Trennung in Hand- und Kopfarbeit, womit auch eine Entwicklung intellektueller Potenzen verknüpft ist. Diese Prozesse der Unterwerfung der Arbeitskraft erfordern deren permanente Re-Formierung in der Schule, der Fabrik, der Sozialmedizin etc.

Das dritte Moment der Proletarisierung ist schließlich *die Konkurrenz zwischen den Arbeiter_innen* – die Stichworte bei Marx lauten hier »industrielle Reservearmee« und »relative Überbevölkerung« –, der die Gewerkschaften nur bedingt entgegenwirken können. Historisch hat die Arbeiterbewegung dieses Moment durch »boundary drawing« bekämpft, also durch den Ausschluss von Teilen der Arbeiterklasse vom Arbeitsmarkt. Das Verbot der Kinderarbeit, die Einschränkung der Frauenerwerbsarbeit und Maßnahmen zur Beschränkung der Mobilität der Arbeiter_innen kennzeichnen das Repertoire gewerkschaftlicher Politik gegen die Konkurrenz.

Ökonomische und politische Lesarten

Die marxistische Darstellung der Klassen ist durch eine grundlegende Mehrdeutigkeit hinsichtlich der Bedeutung der »historischen Gesetzmäßigkeiten« des Kapitalismus (und der Widersprüche dieser Produktionsweise) gekennzeichnet. Die Analysen des »Kapital« lassen sich auf zwei Weisen – eine ökonomische und eine politische – lesen, je nachdem ob man der Form oder dem Inhalt den Vorrang gibt.

In der ökonomischen Lesart werden alle Momente der Proletarisierung auf den Kreislauf des Werts, der Verwertung und der Akkumulation zurückgeführt, der die Essenz der Praxis der Arbeiterklasse darstellt. Diese Essenz, der Wert, ist auch bei Marx ein Fetisch, also letztlich nur eine entfremdete Form der wahren Essenz, der menschlichen Arbeit. Nichtsdestotrotz macht der Rückgriff auf diese »eigentliche Grundlage« Wert, sie zu einem nicht überschreitbaren Horizont. So argumentiert Michael Heinrich in seinem Debattenbeitrag in der Zeitschrift *Grundrisse*: »Was die kapitalistische Form von Klassenherrschaft von allen anderen unterscheidet, sind sachliche Herrschaft und Fetischismus.« (Heinrich 2004)

In der politischen Lesart ersetzt das Primat des Inhalts die Form, die hier nur das letztlich kontingente Resultat des Klassenkampfes ist. Der Klassenkampf ist nicht der Ausdruck der ökonomischen Formen, sondern wird zur Ursache ihrer relativen Kohärenz. Es gibt demnach keine prädeterminierte Verkettung von Formen, wie in der ökonomischen Lesart, sondern hier zeigt sich »*das Wirken antagonistischer Strategien:* Ausbeutungs- und Herrschaftsstrategien, Widerstandsstrategien, die durch ihre eigenen Auswirkungen ständig verschoben und neu mobilisiert werden« (Balibar 1990, 202). Der Klassenkampf ist der politische Untergrund, auf dem sich die Ausprägungen der Ökonomie entfalten, die aber selbst keine Autonomie besitzen. Diesen Aspekt betont z. B. Karl Reitter (2004) mit Bezug auf die operaistischen Thesen, wie sie unter anderem von Toni Negri vertreten werden.

Die beiden Lesarten sind letztlich umkehrbar, an diesem Punkt liegt die Mehrdeutigkeit der Marxschen Analyse: Sie ist sowohl eine *Kritik der politischen Ökonomie*, die antagonistische Kräfteverhältnisse und Politik herausarbeitet, wo eine liberale Ideologie rationales Kalkül und Allgemeinwohl, mithin unpersönliche, sachliche Verhältnisse, sehen will. Sie analysiert jedoch auch *Grenzen der Politik*, »denn von innen heraus erweisen sich die politischen Kräfte als ökonomische Kräfte, die ›materielle‹ Interessen zum Ausdruck bringen.« (Balibar, 203)

Aus der prinzipiellen Umkehrbarkeit der beiden Lesarten folgt, dass sie instabil sind. Diese Instabilität der Darstellung ist im klassischen Marxismus durch die ideelle Identität der Arbeiter_innenklasse als ökonomische Klasse und des Proletariats als politisches Subjekt still gestellt worden. Nur die Arbeiter_innenklasse besitzt eine Identität durch sich selbst und kann als universelle Klasse gedacht werden.

Die politischen Folgen dieses »still gestellten (bzw. dialektischen) Oszillierens« zwischen den beiden Polen des Voluntarismus und des Objektivismus waren drastisch: In einem Fall soll die ökonomische

Entwicklung langsam aber stetig die Verwandlung in den Sozialismus sicherstellen (revolutionärer Attentismus) oder zu einer extremen Zuspitzung führen, die dann eine revolutionäre Umgestaltung zum Kinderspiel macht. In der voluntaristischen Variante ist die Revolution prinzipiell immer möglich (wenn auch von den konkreten Kräfteverhältnissen abhängig), aber extrem auf den Staat fixiert. Die Vorstellung einer allumfassenden und unmittelbaren Machbar- bzw. Formbarkeit sozialer Beziehungen durch etatistische Politik vernachlässigt die Unterschiedlichkeit der Zeitdimensionen, die auf den Ebenen der Proletarisierung vorherrschen. »Der große Sprung nach vorn« landet stets im Wasser. Um diese zirkuläre Vorstellung zu durchbrechen, ist es notwendig, die empirischen Diskrepanzen zwischen den verschiedenen Aspekten der Proletarisierung als strukturelle zu begreifen, die nicht vorübergehender Natur sind, sondern den konkreten Bedingungen des »historischen Kapitalismus« (Wallerstein) innewohnen. Es gibt sowohl ein »making of the working class« (Thompson), als auch »of the bourgeoisie«, die stets mehr ist als bloß Charaktermaske. Sowohl die »Bourgeoisie« als auch das »Proletariat« müssen als hegemoniale Projekte verstanden werden. Beide Projekte sind immer schon ein Konglomerat von sehr unterschiedlichen sozialen Gruppen, eine bestimmte Kombination von sozialen Formen und Funktionen. Es gibt keine Kapitalistenklasse, nur Kapitalist_innen. Die politisch-gesellschaftliche Führung ist die Aufgabe der Bourgeoisie (dem Block an der Macht bei Gramsci). Umgekehrt gibt es auch keine Arbeiterklasse, es gibt nur verschiedene Arbeiter_innen. Der angestrebte soziale Block wäre dann das Proletariat, eine Mischung von verschiedenen sozialen Gruppen, die eine andere Kombination von sozialen Formen und Funktionen schaffen muss. Die Begriffe Klasse und Klassenkampf bezeichnen so gesehen einen offenen Prozess und keinen mit einer mythischen Identität und Kontinuität ausgestatteten einheitlichen Akteur. Balibar schlägt daher vor, von einem »Klassenkampf ohne Klassen« zu sprechen.

Die Krise der Klassen

Die heute stattfindenden Arbeitskämpfe scheinen eher sektorielle (ständische) und defensive Kämpfe zu sein, Rückzugsgefechte, die für die kollektive Zukunft keine Bedeutung haben. Andererseits nehmen andere Formen des sozialen Konfliktpotentials zu, von denen einige anscheinend wesentlich bedeutsamer sind wie Generationskonflikte, Kämpfe um Geschlecht, Sexualität, Umweltbedrohungen, ethnische und religiöse Konflikte, Kriege, transnationaler Terrorismus.

Dementsprechend haben Klassen in der Alltagspraxis der meisten Menschen und in der Politik ihre sichtbare Identität verloren. Die Klasse, von der Theorie und in (Arbeiter-)Organisationen (ideologisch) stabilisiert, gab in der Vergangenheit heterogenen sozialen Gruppen die Möglichkeit, sich als Träger von Rechten und Forderungen zu verstehen. Ein solches Projekt, das einen gegenseitigen Bezug – des Sozialen, Politischen und des Theoretischen mit dem Klassenantagonismus als Gravitationszentrum – ermöglichte, fehlt heute.

Die Krise des Klassenkampfs ist also vor allem der Verlust seiner Zentralität: »Das wäre vielleicht die radikalste Form des ›Verschwindens der Klassen‹: nicht das einfache Abebben der sozial-ökonomischen Kämpfe und der in ihnen zum Ausdruck kommenden Interessen, sondern ihr Verlust an zentraler politischer Bedeutung, ihr Aufgehen in einem Geflecht vielgestaltiger Konflikte, in dem die Allgegenwärtigkeit des Konflikts nicht einher geht mit einer Hierarchisierung, mit einer sichtbaren Teilung der Gesellschaft in ›zwei Lager‹, einer ›letzten Instanz‹, die die Verhältnisse und ihre weitere Entwicklung bestimmt.« (Balibar, 195)

Ein politisches Projekt der Gegenwart muss nicht den im Kontext des Marxismus entwickelten traditionellen Klassenbegriff rekonstruieren oder gar »retten«, es muss vielmehr über diese Konzeption hinausgehen – z. B. über staatsfixierte (nationale) Projekte, über Produktivismus, über Orientierung am hauptsächlich männlichen Industrieproletariat, über einen engen Arbeitsbegriff etc., also insgesamt über die Vernachlässigung anderer Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die ursprünglich nicht auf die kapitalistische Produktionsweise zurückgehen, gleichwohl heute mit ihr verbunden sind –, sollte aber gleichwohl jene drei Ebenen der Proletarisierung nicht aus den Augen verlieren, die für den Klassenantagonismus (auch heute noch) grundlegend sind. Elemente einer solchen Herangehensweise kursieren in den aktuellen Debatten um den Euromayday, um Empire und Biopolitik oder etwa in den vielfältigen Initiativen gegen eine Vollbeschäftigungsgesellschaft und für ein Grundeinkommen.

Anstelle einer umfassenden Analyse dieses Feldes wollen wir anhand dreier Publikationen die Fluchtlinien der aktuellen Auseinandersetzungen um das Politische, das Soziale und die Klassenfrage exemplarisch und komprimiert untersuchen. Es geht nicht darum, diese Publikationen jeweils Fraktionen der globalen Linken zuzuordnen und sie als ganze zu besprechen, vielmehr interessieren uns einzelne Momente aus den selbst überaus unterschiedlichen Zugängen von Büchern wie »Forces of Labor« von Beverly Silver, »Die Stärkung des Sozialen« von Robert Castel sowie »Multitude« von Michael Hardt und Toni Negri.

II.

Klassenkampf weltweit – im Betrieb

Beverly Silvers viel beachtete historische Studie zeigt eindrücklich, dass die globale Mobilität des Kapitals ohne Klassenkampf nicht verstanden werden kann. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts lässt sich zeigen, dass so genannte Arbeiterunruhen und die globale und regionale »Flucht« des Kapitals eine signifikante Korrelation aufweisen. Die scheinbar souveräne Ausbreitung des Kapitals ist somit ein Effekt des Widerstands der lebendigen Arbeit gegen ihre Ausbeutung. Diese operaistische Sichtweise kombiniert Elemente der ökonomischen mit der politischen Lesart, denn das Ökonomische, das hier im Vordergrund steht, wird handlungstheoretisch gefasst: Das Kapital folgt keiner inneren Logik, sondern ist der Effekt von politisch-ökonomischen Kämpfen.

Deutlich wird damit auch, dass der Kampf um die Ausbeutung und seine Effekte, mithin die kapitalistische Produktionsweise, global konzipiert werden müssen – die nationale Perspektive stellt daher eine rigide Beschränkung der Analyse des Kapitalverhältnisses dar. Die Veränderungen in der Produktionsweise und von einem Produktzyklus zum anderen (von der Textilindustrie zur Automobilindustrie etwa) und die Transformation der Arbeitsorganisation hin zur Netzwerkproduktion sind so nicht nur als technologischer Fortschritt, sondern als Momente des Klassenkampfs bestimmbar. Die Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise auf den globalen Süden ist einerseits der Effekt der Arbeitskämpfe, die die Industrien stets mitnehmen – der betriebliche Kampf um Löhne und Arbeitsbedingungen ist aus der Fabrik nicht zu verbannen –, sie ist aber auch gekoppelt an eine für die kapitalistische Produktionsweise typische Phasenverschiebung. Zu Beginn eines Produktzyklus besitzen die Unternehmen, die das Produkt einführen einen, quasi-monopolistischen Vorteil und können dadurch Extra-Profite erzielen. Dies ist nach Silver der Umstand, der diesen Industrien in ihrer Einführungsphase ermöglicht, hohe Löhne zu zahlen. Da sie keinen Extraprofit mehr erzielen, wenn sie im Süden angelangt sind, verlieren sie den Spielraum für Klassenkompromisse. Die Klassenkämpfe können dort nicht mehr in sozialstaatlichen Kompromissen befriedet werden.

Diese Bewegung der Produktzyklen nach Süden diffundiert aber heute, so könnte man Silver entgegenhalten, weil die Zonen der Globalisierung selbst in Auflösung begriffen sind: Zentrum, Semi-Peripherie und Peripherie gehen ineinander über, da durch Netzwerkproduktion, Migration und zunehmende Prekarisierung die Einheitlichkeit der drei Zonen schwindet. Dadurch wird sozialstaatliche Reproduktion und Normierung der Lebensverhältnisse auf nationaler Ebene schwieriger. Die oben angeführten drei Aspekte der Proletarisierung hängen also aufs Engste mit ethnischen, geschlechtlichen, geographischen etc. Aspekten zusammen, die nicht unbedingt in derselben nationalen Formation verortet, sondern global verstreut sind.

Silver kommt zu der Beobachtung, dass der Modus des Klassenkampfs eng mit der Arbeitsorganisation innerhalb eines dominanten Produktionstyps zusammenhängt: In der Automobilindustrie war die Arbeitermacht groß, weil der Produktionsprozess durch kleine Interventionen massiv gestört werden konnte, was in der Textilindustrie, dem historischen Vorläufer der Automobilproduktion, nicht möglich war. Der Unterschied zwischen den Arbeiter_innen in diesen beiden Produktionszweigen besteht darin, »dass die Erfolge der Textilarbeiter weit stärker auf eine ausgeprägte (kompensatorische) *Organisations*macht angewiesen waren (Gewerkschaften, politische Parteien und klassenübergreifende Allianzen mit nationalistischen Bewegungen).« (216) Für die Konstitution einer neuen Arbeiter_innenklasse, die nach der Automobilära kommt, bedeutet dies den Vorrang von Or-

ganisationsmodellen, wie sie in den US-amerikanischen Gewerkschaften bereits erprobt wurden, etwa in der ›Justice for Janitors‹-Kampagne, die sich nicht auf den – oftmals wechselnden und instabilen – Arbeitsplatz konzentriert, sondern sich an Communities richtet. Interessant ist nun, dass die Arbeiter_innen in den Dienstleistungssektoren, um die es dabei geht, vor allem Migrant_innen sind. Silver betont, dass deren transnationale Perspektive etwa für die Diffusion von Kampfformen von entscheidender Bedeutung ist – z.B. die Guerilla und Bürgerkriegserfahrung vieler lateinamerikanischer Migrant_innen. Gerade aber weil in Silvers Analyse der Protektionismus des Nordens – also die »Konkurrenz der Arbeiter in der Dritten Welt durch Import und Einwanderungsbeschränkungen fernzuhalten« (222) – entscheidender Faktor bei der Stabilisierung von Klassenkompromissen ist, reicht es nicht aus, die Problematik der Migration auf »juristische Einschränkungen« (gemeint ist hier der prekäre Aufenthaltsstatus) der Migrant_innen im Rahmen der Arbeitskämpfe zu reduzieren. Für den Problemkontext der Konstitution eines politischen Subjekts ist offensichtlich die politische Regulierung, die Formen, in denen hegemoniale Kompromisse gebildet werden können und wie sie ideologisch artikulierbar sind, nicht zu unterschätzen. Oskar Lafontaines Aussage, der Staat sei verpflichtet, »zu verhindern, dass Familienväter und Frauen arbeitslos werden, weil Fremdarbeiter zu niedrigen Löhnen ihnen die Arbeitsplätze wegnehmen«, ist in dieser Perspektive keine reaktionäre Entgleisung, sondern ein strukturelles Problem der »sozialen Frage«, denn soziale Kompromisse werden im Nationalstaat gemacht. Die Migration verwirft diesen nationalen Klassenkompromiss permanent und stellt damit eine autonome Form sozialer Bewegung dar, für die noch keine angemessene Form der politischen Repräsentation existiert (vgl. Karakayali / Tsianos 2005). Eine ausschließlich syndikalistische Lesart, wie sie Silver nahe legt, verkennt jedoch die Rolle des Staates bei der Regulierung der national-sozialen Politik, die sich tagtäglich an den Grenzen und in den Ausländerbehörden der Länder des Nordwestens abspielt.

Klassenkämpfe im national-sozialen Staat

Mit der Regulierung des Klassenkampfs in den »national-sozialen Staaten« des Westens beschäftigt sich das neue Buch von Robert Castel ausgehend vom Zusammenhang von Sicherheit und Demokratie. Die heute erodierende Form der sozialen Sicherheit kann ausgehend von der Kritik der Arbeiterbewegung an liberalen Demokratievorstellungen verstanden werden. Gegen eine Beschränkung der Politik auf Recht, staatliche Gewalt und Öffentlichkeit wies z.B. Marx auf den für die politischen Formen grundlegenden Charakter des Privateigentums und der Arbeitsverhältnisse hin, der nicht nur eine Gemeinschaft der Gleichen unterminiert, sondern auch eine Beendigung des sich aus diesen Formen ergebenden Konflikts auf dem Weg staatlicher Politik unmöglich mache – nicht aber eine Regulierung dieses Konflikts durch eine »Förderung des Sozialen« (J. Donzelot), die einen Übergang vom Paternalismus zum Wohlfahrtsstaat ermöglichte. Mit der Lohnarbeit werden Schutzmechanismen verknüpft, sie wird zu einem Status, der Garantien wie z.B. Lohnnorm, arbeitsrechtliche Bestimmungen und Sozialversicherungen umfasst (Castel 2005, 40f.).

Die drei Aspekte der Proletarisierung werden also im Sinne einer Regulierung der Konflikte (Verwaltung des Arbeitsmarktes, der Sozialversicherungen, des Gesundheits- und Schulwesens etc.) ständig vom *national-sozialen Staat* – in den die kollektiven Vertretungsorganisationen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbände integriert sind – vermittelt und miteinander verknüpft und tragen auf diese Weise zur Reproduktion der »Ware Arbeitskraft« im Rahmen einer keynesianischen Politik bei, die die wirtschaftliche und soziale Entwicklung aneinander schließt, um zwischen Produktion und Nachfrage auf nationaler Ebene ein Gleichgewicht zu schaffen.

Die Arbeiter_innen beugten sich den Anforderungen des sich entwickelnden fordistischen Kapitalismus und profitierten im Gegenzug von umfassenden Sozialleistungen auf der Basis stabiler Beschäftigung. Diese an die Erwerbsarbeit gebundenen Garantien und Ressourcen machen den Erwerbsarbeitsstatus im Laufe des 20. Jahrhunderts gleichzeitig zu einem *Bürgerschaftsstatus*, da zwar nicht das Privateigentum an den Produktionsmitteln in Frage gestellt wird, aber ein Anspruch auf *soziales Eigentum* besteht, das zur Existenzsicherung all derjenigen beiträgt, die über die Lohnarbeit hinaus nicht abgesichert sind (vgl. 54f.).

Dieser Bürgerschaftsstatus wird beim Umbau – Kämpfe kommen in der soziologischen Perspektive Castels nur am Rande vor – des national-sozialen Staates in einen *nationalen Wettbewerbsstaat* mit dem Ziel, die Lohn- und Lohnnebenkosten zu senken, damit die Kapitalrentabilität zu erhöhen sowie den Einfluss allgemeiner Beschränkungen durch die gesetzlich vorgesehene Reglementierung zu reduzieren, zunehmend durchlöchert. Ein flexibles und individualisiertes Arbeitsmanagement tritt an die Stelle kollektiver Organisation auf der Basis stabiler Beschäftigungslagen. Daraus resultiert eine Entkollektivierung und ein Abbau der Sicherungsleistungen, Massenarbeitslosigkeit und zunehmend prekäre und unsichere Arbeitbeziehungen vor allem in den unteren Stufen der Erwerbshierarchie. Innerhalb derselben Gruppe von Arbeitnehmer_innen kommt es zu beträchtlichen Ungleichheiten, dadurch tritt an die Stelle von Solidarität »eine zunehmende Konkurrenz der Gleichen« (59), die die Formulierung gemeinsamer Ziele, die der Gruppen insgesamt zugute kommen, erschwert.

Da das Sozialversicherungssystem immer noch weitgehend auf Sicherungsleistungen basiert, die an Erwerbstätigkeit gebunden sind und über Beitragszahlungen aus Erwerbstätigkeit finanziert werden, fallen diejenigen, die nicht beschäftigt sind, aus der Sozialversicherung heraus. Für diese Bevölkerungsgruppe wurde in den letzten 20 Jahren eine ganze Reihe von Maßnahmen entwickelt, die diese »aktivieren« sollen. Die Form dieser auf die Individuen abzielenden Maßnahmen, sind aber in der Regel diskriminierend und stigmatisierend, da sie aufgrund von »Minderwertigkeit« gewährt werden und daher ungeeignet sind, die

sich verschärfende Zweiteilung des Sozialsystems zu überwinden. Zudem hält Castel die Aktivierung von Menschen, denen es an persönlichen Ressourcen mangelt, für unrealistisch, da diesen oftmals mehr abverlangt werde, als anderen, die viel haben. Er plädiert deshalb für ein homogenes Rechtssystem, das den Bereich der Sicherungsleistungen abdeckt, die nicht Teil des kollektiven, an die Erwerbsarbeit gebundenen Versicherungssystems sind. Hierdurch sollen den Individuen die materiellen Ressourcen zur Wiedereingliederung zur Verfügung gestellt werden, durch die sie wieder Anschluss an das allgemeine Sozialversicherungssystem finden können und von philanthropischen und paternalistischen Praktiken der Behörden und Sozialarbeiter unabhängig werden (vgl. 97-115).

Aber auch durch die zunehmende Fragmentierung der Beschäftigungsverhältnisse, die nicht allein die »atypischen« Arbeitsverträge betrifft, sondern auch die Flexibilisierung der Arbeitsaufgaben, ergeben sich immer mehr Beschäftigungssituationen, die rechtlich gar nicht oder nur schwach abgesichert sind: Teilzeitarbeit, diskontinuierliche Beschäftigung, Scheinselbstständigkeit, neue Formen der Heimarbeit. Gleichzeitig ist die Arbeitslosigkeit stark gestiegen und Zeitabschnitte mit und ohne Beschäftigung wechseln sich vermehrt ab. Daher will Castel die Rechte vom Beschäftigungsstatus entkoppeln und auf die Person der Arbeitsnehmer_in übertragen, angelehnt an eine Vorstellung, die den Menschen nicht durch die Ausübung eines Berufes oder einer bestimmten Beschäftigung definiert, sondern die verschiedene Arbeitsformen umfasst, die jeder Mensch in seinem Leben ausübt. Sein Ziel ist quer zu den diskontinuierlichen Berufswegen eine Rechtskontinuität zu begründen, die auch Perioden umfasst, in denen die Erwerbsarbeit unterbrochen wird (vgl. 115-126).

Gekennzeichnet bleibt seine Position allerdings von einem Festhalten an klassischen Beschäftigungsverhältnissen als stabilem Kernbereich (vgl. 113; 120). Hier zeigt sich der politische Unterschied zwischen Castels defensiver Strategie – für den unbezahlte Arbeit, wie z.B. die vorwiegend von Frauen geleistete Hausarbeit, aber auch beispielsweise die Folgen des Produktivismus für die Umwelt, kein Thema sind – und der linken Diskussion um ein »allgemeines und hinreichendes Grundeinkommen« (vgl. http://www.netzwerk-grundeinkommen.de) bzw. »Existenzgeld«. Diese zielt nämlich über die Sicherung der prekären Arbeit hinaus auf die Schaffung neuer sozialer Formen für eine Neuverteilung der gesellschaftlichen Arbeit unter Einbeziehung nicht nur der »wertschaffenden« Arbeit, sondern darüber hinaus auch für alle anderen Arten von Arbeit ab, die jeder und jedem eine wirkliche Teilhabe an gesellschaftlichen Aktivitäten ermöglicht (vgl. Krebs 2000, 74).

Die Produktivität der Multitude

Aus den ökonomischen Kämpfen allein, die in drei Ebenen der Proletarisierung zerfallen, lässt sich kein einheitlicher Akteur formieren. Die Ebene der Formierung kommt in der Analyse Silvers nicht in den Blick, bzw. nur als negative, die Einheit der Arbeiter_innen-

klasse behindernder Faktor: Bei ihr treibt die lebendige Arbeit das Kapital vor sich her, wird aber durch die negative Macht (Gesetz / Gewalt) des Staates behindert. Während Silver aber an Kämpfe und Praktiken von Arbeiter_innen anknüpft – und dabei implizit eine solche Einheitlichkeit durch das (nun nicht mehr als nationales sondern als Weltsystem verstandenes) Kapitalverhältnis unterstellt – zeigt Castel die Momente der Formierung und Regulierung der drei Ebenen der Proletarisierung auf. Unklar bleibt jedoch aus der Perspektive der Neuschaffung eines emanzipatorischen Projekts, an welche Kämpfe und Praktiken, die über die Regulierung im national-sozialen Staat hinausweisen, anzuknüpfen ist.

Dies hat damit zu tun, dass er die gesellschaftlichen Veränderungen ausgehend von den ehemals hegemonialen Organisationsformen und Normalisierungsweisen des fordistischen Kapitalismus untersucht, die eine starke Tendenz zur Homogenisierung besaßen und die Voraussetzung für die Bürgerschaftsrechte bildeten. Er strebt zwar eine Ausweitung der Bürgerrechte an, stellt aber die »Logik« dieser Formen nicht grundsätzlich in Frage. Damit bleibt der Prozess ihrer Auflösung nur als negativer beschreibbar. Atypische Arbeitsverhältnisse werden unter dem Begriff Prekarisierung als negative Individualisierung beschrieben; die mit diesen veränderten Lebens- und Arbeitsverhältnissen einhergehenden Praktiken und Subjektivierungsweisen, die durchaus auch positive bzw. produktive Momente enthalten und über eine auf Lohnarbeit zentrierte Gesellschaft hinausweisen, bleiben unsichtbar.

Der Begriff der »Bio-Politik« oder »biopolitischen Produktion« von Hardt und Negri (vgl. 2002, 37-55) hat demgegenüber den Vorteil, dass mit ihm auch alle Praktiken, individuellen Lebensformen und Subjektivierungsweisen positiv gefasst werden können, die in der Perspektive der fordistisch organisierten Lohnarbeit marginalisiert waren. Durch die Ausweitung des Arbeitsbegriffs auf Körper, Raum, Sprache, Symbole, Werte, Affekte, usw. werden alle die Verteilung von Arbeit und die gesamten gesellschaftlichen produktiven Aktivitäten formenden Machtstrukturen in den Blick gerückt. In dieser Sichtweise kann das Kapitalverhältnis nicht ohne politische Ordnung und Regulierung existieren (vgl. Hardt / Negri 2004, 189), bildet nicht den Kern der Gesellschaft, sondern ist mit vielfältigen Macht- und Herrschaftsverhältnissen verbunden und wird von diesen umgekehrt abgestützt.

Anstelle des Antagonismus, der seine klassenformierende Kraft verloren hat, setzen Hardt und Negri auf das spinozistische Modell der radikalen Immanenz, mit dem sie das Problem der drei Ebenen der Proletarisierung auf andere Weise angehen. Dabei beziehen sie sich auf Überlegungen von Gilles Deleuze und Michel Foucault, die (politische) Subjektivität als Produkt eines Ensembles von Verhältnissen fassen. Gerade in der Vielheit der Singularitäten liegt die produktive Macht der Multitude – die Sein, Handeln, Leben und Arbeit umfasst –, nicht in deren Normalisierung. Die Macht und Herrschaftsverhältnisse sind aber nicht externalistisch gefasst, sondern selbst Teil einer relationalen Dynamik: Die antagonistischen Kräfte stehen nicht außerhalb und müssen niedergerungen werden. Ihre Fesseln liegen in letzter Instanz in der Menge selbst: Die Korruption, die sie beständig in Empire transformiert.

Das schließt auch ein anderes Verständnis des Politischen ein. Das emanzipatorische Projekt der Multitude, kann (heute) weder nach dem Modell eines einfachen Übergangs der Produktivkräfte zum Sozialismus erfolgen (wie in der ökonomistischen Lesart des Marxismus), noch kann es über den (National-)Staat errichtet werden (wie in der staatszentrierten Lesart). Dem Kampf gegen die Ausbeutung, den die hegemonialen Organisationen der Arbeiterklasse mit der Einschreibung ihres proletarischen Projekts in den Nationalstaat, der durch Grenzziehung nach außen und Normalisierung und Homogenisierung im inneren gekennzeichnet war, stellen Hardt und Negri die Produktivität der Multitude, als die Erweiterung der Möglichkeiten aller entgegen, die in den unterschiedlichen Kämpfen seit den 60er Jahren eingefordert wurden, die sich gegen die Lohnarbeit, den souveränistischen Staat und die normalisierenden Machttechnologien richteten. Aus ihrer Perspektive haben diese Kämpfe und Praktiken maßgeblich zum Übergang von der nationalen »Disziplinar-« zur globalen »Kontrollgesellschaft« (Deleuze) – dem Empire – beigetragen. Die dominante Rolle der immateriellen und affektiven Arbeit in der Neuzusammensetzung der globalen Arbeitsverhältnisse verweist dabei nicht auf eine neue Avantgarde, sondern zum Einen auf jene »Erbschaft der Kämpfe« – angedeutet etwa im »devenir-femme du travail« (Revel) – und zum Anderen auf die Veränderung der Subjekte der Arbeit.

An diese Praktiken und Subjektivitäten, an die Momente der »Deterritorialisierung« gilt es anzuknüpfen – gegen die »(Re-)Territorialisierung« des Empire, d.h. die Kodierung, Individualisierung und Kategorisierung der Praktiken und Subjektivitäten der Multitude durch die normalisierenden Effekte der Kontrollgesellschaft – und diese in Formen jenseits der Kontrollgesellschaft zu »re-territorialisieren« (vgl. Deleuze / Guattari 1992, 621ff.). So verstanden könnte der Ansatz von Hardt und Negri zur Reformulierung einer Hegemonietheorie jenseits des fordistischen Nationalstaats beitragen, dabei könnte man an Überlegungen von Nicos Poulantzas zum Staat, Michel Foucaults zur Gouvernementalität, Normalisierung und (Selbst-) Subjektivierung und Balibars zu Formen der Bürgerschaft jenseits des national-sozialen Staates anknüpfen (vgl. Adolphs 2005). Wobei die an die spinozistische Ontologie angelehnte Figur der Produktivität der Multitude, die den Ausgangspunkt bildet, für die Schaffung jener Verhältnisse, Umstände und Bedingungen, die das »Tätigkeitsvermögen des Körpers wie des Geistes« vermehren statt es zu vermindern (vgl. Spinoza, Ethik, III. Teil, Lehrsatz 11), eine »kritische Sicherung« gegen einen Rückfall in ein neues proletarisches Projekt bilden könnte, das die Prozesse der Re-Territorialisierung vor allem nach dem Muster der vorherrschenden sozialen Formen und Beziehungen des national-sozialen Staates denkt.

Doch die Unterbestimmtheit der institutionellen Formen und Regulierungen ist ein Schwachpunkt der

Bücher von Hardt und Negri. So ist vielfach kritisiert worden, dass beim allumfassenden Arbeits- und Produktivitätsbegriff die Binnendifferenzierungen zwischen den verschiedenen Tätigkeiten zu verschwimmen drohen. Auch die Formen des Politischen bleiben wage. Während Hardt und Negri in Empire durch die (Über-)Betonung der spinozistischen Ontologie an vielen Stellen nahe zu legen scheinen, dass eine freie Gesellschaft durch die Rücknahme des transzendenten staatlichen und ökonomischen Kommandos in die Immanenz des produktiven Seins der Menge zu erreichen sei, betonen sie inzwischen explizit, dass »die Multitude eines politischen Projekts« bedarf (Hardt / Negri 2004, 239). Dieses beruht zwar auch auf dem produktiven Sein der Menge, das ja auch die Produktion von Beziehungen, Kommunikationsnetzwerken und Lebensformen umfasst (vgl. 370), geht aber über dieses hinaus, da es ebenfalls eine neue »politische Konstitution«, eine neue gesellschaftliche Ordnung entwickeln muss (vgl. 248). Verschwommen bleibt dennoch, in welchen Praktiken und Institutionen sich die angestrebte »politische Konstitution« materialisieren müsste und wie Konflikte zu vermitteln sind. Das Konzept des »Communen« in der Multitude, das Hardt / Negri jenseits von Gemeinschaft und Gesellschaft verorten, ist bisher wenig ausgearbeitet (vgl. Negri 2004, 19f.).

Die Überlegungen von Hardt und Negri ermöglichen also anhand der Begriffe Bio-Politik und Multitude eine Problematisierung der Dilemmata des proletarischen Projekts. Sie eröffnen durch ihren Perspektivenwechsel die Möglichkeit, Fragen der Lohnarbeit mit Fragen wie Migration, gesellschaftliche Naturverhältnisse, Geschlechterverhältnisse und Selbstbestimmung demokratisch zu verbinden. Dies ist ein erster (theoretischer) Schritt hin zu einem Projekt, das deutlich über die Grenzen der liberalen Demokratie in den nationalen Wettbewerbsstaaten hinausweisen könnte.

Stefan Adolphs & Serhat Karakayalı

.txt

Adolphs, Stephan 2005: Biopolitik und die anti-passive Revolution der Multitude. In: Marianne Pieper u.a. (Hg.): Empire und die biopolitische Wende, Campus, Frankfurt / New York (im Erscheinen)

Balibar, Étienne 1990: »Vom Klassenkampf zum Kampf ohne Klassen?« In: ders. / Immanuel Wallerstein: Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, Argument, Hamburg / Berlin

Castel, Robert 2005: Die Stärkung des Sozialen. Leben im neuen Wohlfahrtsstaat, Hamburger Edition, Hamburg

Deleuze, Gilles / Félix Guattari 1992: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie II, Merve, Berlin

Hardt, Michael / Antonio Negri 2002: Empire. Die neue Weltordnung, Campus, Frankfurt / New York

dies. 2004: Multitude. Krieg und Demokratie im Empire; Campus, Frankfurt / New York

Hauer, Dirk 2005: »Strategische Verunsicherung. Zu den identitären Fallstricken der Debatte um prekäre Arbeit«, http://www.labournet.de/diskussion/arbeit/realpolitik/prekaer/hauer2.html

Heinrich, Michael 2005: Welche Klassen und welche Kämpfe? Eine Antwort auf Karl Reitters »Kapitalismus ohne Klassenkampf?« in: grundrisse 11, 35-42

Karakayali, Serhat / Vassilis Tsianos 2005: »Mapping the new order of migration. Undokumentierte Arbeit und die Autonomie der Migration«, in: PERIPHERIE Nr. 97 / 98, 25. Jg. 2005, 35-64

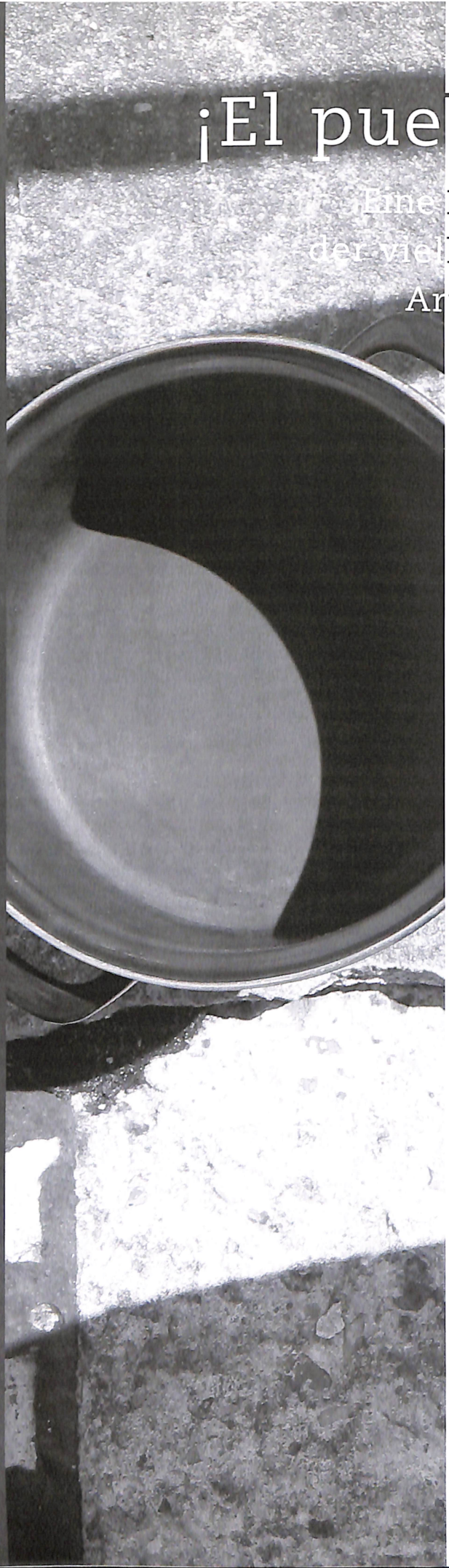
Krebs, Hans-Peter 2000: Metamorphosen des Erwerbsarbeitssystems. Von der Befreiung *durch* zur Befreiung *der* Arbeit. In: ders. / Harald Rein (Hg.) Existenzgeld. Kontroversen und Positionen, Westfälisches Dampfboot, Münster, 69-81

Le monde Precaire, http://www.nadir.org/nadir/kampagnen/euromayday-hh/media/2005/04/204.pdf

Reitter, Karl 2004: Kapitalismus ohne Klassenkampf. Zu Michael Heinrich: »Kritik der politischen Ökonomie«, in: grundrisse 11, 26-34

Negri, Antonio 2004: Politische Subjekte. Multitude und konstituierende Macht. In: Atzert, Thomas / Jost Müller (Hg.): Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität. Analysen und Diskussionen zu Empire, Westfälisches Dampfboot, Münster, 14-28

Silver, Beverly 2005: Forces of Labor. Arbeiterbewegungen und Globalisierung seit 1870, Assoziation A, Hamburg



¡El pueblo no se va!

Eine Reise in die Vergangenheit der vielleicht gar nicht so neuen Artikulationslogik aktueller Kämpfe in Argentinien

»Yo banco la cumbia villera.« (Néstor Kirchner)[1]

Intro.

Als im Dezember 2001 Massenproteste und Straßenschlachten die Hauptstadt Buenos Aires erschütterten und zur Absetzung der Regierung führten, waren selbst gestandene Argentinien-›Expert_innen‹ nicht wenig überrascht. In einer regelrechten Katharsis schien sich eine neue argentinische Widerständigkeit, ein ›neuer sozialer Protagonismus‹ (Colectivo-Situaciones 2003: 212) herauszubilden, der die bisherigen Kategorien allesamt über den Haufen warf. Während man hierzulande oftmals um eine klassenspezifische Identifizierung der neuen Akteur_innen und ihrer ›Interessen‹ bemüht war, bedienten sich andere der Kategorie der Multitude à la Negri und Hardt, um die neuen Widerständigkeiten zu fassen[2].

Weder die eine noch die andere Variante – so unsere zentrale These – trifft aber den eigentlichen Kern der Artikulationslogik aktueller politischer Kämpfe in Argentinien. Wer derzeit eine Reise durch die Bewegungslandschaft Argentiniens unternimmt, die wird vor allem eines treffen: ›Luchas populares‹[3]. Die Organisierungen der Arbeitslosen, die Fabrikbesetzer_innen, die Stadtteilversammlungen oder auch diejenigen, die Aktionen gegen straflose Verbrecher_innen der letzten Militärdiktatur durchführen, entwerfen sich allesamt selbst in dem größeren Kontext der ›luchas populares‹. Und wer auf die Frage nach den ›luchas populares‹ in Deutschland antwortet, was die (radikale) Linke gerade so treibt, wird verständnislose Blicke ernten: ›Die Linke‹, das ist geradezu das Gegenteil von ›luchas populares‹, eine in hierarchischen Parteien organisierte Clique, die entweder einem als anachronistisch empfundenen ›setentismo‹[4] verhaftet ist oder schlicht über keinerlei Profil verfügt.

Zwar sind die jeweiligen Praxen bestimmend für die Identitäten der einzelnen kollektiven Akteur_innen, das zentrale Artikulationsmoment zwischen den verschiedenen Kämpfen ist aber das, was wir als ›lo popular‹ bezeichnen möchten. Diese Artikulationslogik lebt von einer oftmals diffusen Trennung zwischen einem ›Wir‹ und ›die Anderen‹. Die Mitglieder einer Stadtteilversammlung aus dem Norden von Buenos Aires, daraufhin befragt, wer denn nun dieses

›Wir‹ und ›die Anderen‹ seien, geben zur Antwort, dass ›die Anderen‹ die ›Elite‹, die ›Mächtigen‹ oder die ›argentinische Rechte‹ seien. ›Wir‹, das sind all diejenigen, ›die kämpfen‹, ›die Widerstand leisten‹, ›die Teil der Leute‹ oder des ›pueblo‹ sind.

Entgegen einer neuen Multitude haben wir es hier also mit einem gar nicht so neuen ›pueblo‹ zu tun. Oder doch? Die zentrale These, die wir im Folgenden anhand eines historischen Exkurses entwickeln möchten, ist vielmehr jene, dass ›pueblo‹ bzw. ›lo popular‹, nachdem es ›Klasse‹ als zentralen Knotenpunkt der Artikulation sozialer Kämpfe abgelöst hatte, seit jeher als Einschreibungsfläche und gemeinsamer emanzipativer Horizont für sehr verschiedene Kämpfe gedient hat. Wie auch die Multitude entspricht ›lo popular‹ einer widerständigen und gegenkulturellen Subalternität. Während aber Multitude den Antagonismus zwischen Ausgebeuteten und Ausbeutern ontologisch begreift[5], ist ›lo popular‹ keine wie auch immer geartete wesenhafte soziale Konfiguration, sondern vielmehr ein Artikulationsmoment, mittels welchem ein solcher Antagonismus aktiv produziert wird und dessen Grenzziehungen auch immer wieder über verschiedene soziale Kräfte hinweg neu ausgehandelt werden. Der Wahlverwandtschaft, die ›pueblo‹ und ›Multitude‹ in Diskursen in und über Argentinien eingegangen sind, ist unseres Erachtens jedenfalls mit einer gewissen Skepsis zu begegnen.

Von der ›Klasse‹ zum ›pueblo‹

›El pueblo‹ und ›lo popular‹ haben eine lange Geschichte in Argentinien, wobei sich auch verschiedene Bedeutungen überlagert haben. Der vergleichsweise positive Bezug auf ›Volk‹ gründet dabei nicht zuletzt auch in der historischen Erfahrung der Staatsgründung Argentiniens[6]. Zentral scheint uns aber vielmehr jener historische Prozess, in dessen Rahmen ›Klasse‹ als zentrales Artikulationsmoment politischer Kämpfe durch jenes des ›pueblo‹ oder ›lo popular‹ abgelöst wurde.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erlebte Argentinien einen raschen – vor allem auf Exporterlöse des Agrarsektors gestützten – wirtschaftlichen Aufschwung, der mit Hilfe eines massiven Imports europäischer Arbeitskräfte in Hafenstädten wie Buenos Aires zur Herausbildung weiterverarbeitender Manufakturen führte. Wirtschaftliche Umstrukturierung und rasches Bevölkerungswachstum bewirkten auch eine entsprechende gesellschaftliche Differenzierung: Ein städtisches Bürger_innentum und eine breite Arbeiter_innenschicht entstanden. Diese gesellschaftliche Differenzierung übersetzte sich dabei nahezu unmittelbar in eine entsprechende politische Organisierung. In der kurzen Zeitspanne von 1880 bis 1930 kam es nicht nur zu einer Art bürgerlicher ›Revolution‹, sondern zeitgleich auch zur Herausbildung einer Arbeiter_innenbewegung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als eine der stärksten weltweit zählte.

Das liberale städtische Bürger_innentum, das sich zunächst in der so genannten ›radikalen‹ Bewegung formierte und dann die ›radikale‹ Partei (Unión Cívica Radical) gründete, drängte auf die demokratische Öffnung der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung, die bis dato von den so genannten Agraroligarchien – also den Großgrundbesitzer_innen – bestimmt wurde. Zum selben Zeitpunkt formierte sich aber auch bereits die argentinische Arbeiter_innenbewegung, die nicht zuletzt durch die Immigration aus Europa, mit der auch politische Flüchtlinge, wie z.B. Anarchist_innen aus Spanien und Sozialist_innen aus Deutschland nach Argentinien gekommen waren, über einen enormen Organisationsgrad und mehr noch über ein klares Verständnis von sich selbst als ›Klasse‹ verfügte. Zwar gab es eine konkurrierende Differenzierung zwischen den drei Hauptströmungen der Anarchist_innen, Sozialist_innen und Syndikalist_innen – und von geringerer Bedeutung die Kommunist_innen –, nichtsdestotrotz war aber ›Klasse‹ das entscheidende Artikulationsmoment dieser verschiedenen Identitäten. In dieser Situation waren es die bürgerlichen Radikalen, die mittels der Opposition ›Oligarchie‹ vs. ›Volk‹ versuchten, ihr eigenes Klassenprojekt einer bürgerlich-liberalen Gesellschaftsordnung auch zur Einschreibungsfläche für die Emanzipationskämpfe der Arbeiter_innen zu machen und sich dann auch bei den ersten allgemeinen Wahlen 1916 mit ihrem Präsidentschaftskandidaten durchzusetzten. Nichtsdestotrotz kam es nach 1916 zunächst zu einem erneuten Anstieg von Gewerkschaftsstreiks, Generalstreiks und (anarchistischen) Attentaten. Nachdem dann Anfang der 20er Jahre das politische Projekt der bürgerlichen Radikalen eine zunehmende Integrationskraft entfaltete und zusammen mit Spaltungstendenzen innerhalb der Arbeiter_innenbewegung zu einer ersten Schwächung derselben führte, putsche im Jahr 1930 – unterstützt durch die Agraroligarchien – das Militär und leitete eine konservative Restauration ein. Die darauf folgende Phase wurde von Wahlbetrug, Korruption und Repression bestimmt, wodurch nicht nur die radikale Partei herbe Rückschläge erlebte, sondern auch die Arbeiter_innenbewegung eine weitergehende Demobilisierung erfuhr, während die Arbeiter_innenklasse gleichzeitig durch einen beschleunigten Industrialisierungsprozess in ihrer Zahl wuchs.

Als nach einem weiteren Putsch 1943 der Offizier Juan Domingo Perón die Führung des Arbeitsministeriums übernahm, galt dieses als ein wenig einflussreiches Amt. Perón, ein findiger Machtpolitiker, erkannte aber rasch die Chancen, die ihm dieses Amt bot: Ausgehend von seiner Funktion im Arbeitsministerium schaffte sich Perón zunächst durch politische Kooperation mit den geschwächten Gewerkschaften eine Basis in der Arbeiter_innenklasse, um dann in den folgenden Jahren – insbesondere während seiner eineinhalb Amtszeiten als Präsident von 1946 bis 1955 – ein umfassendes korporatistisches Verhandlungssystem aufzubauen. Eine starke politische Beteiligung der Gewerkschaften, weit reichende Sozial- und Arbeitsrechtsgesetze, steigende Löhne, ein umfassendes Wohlfahrtsnetzwerk und nicht zuletzt die Einführung des Wahlrechts für Frauen wurden nach und nach von der zunehmenden Repression der Opposition durch eine Zentralisierung und ›Säuberung‹ der Gewerkschaften, Verbot oppositioneller Gewerkschaften und Parteien, einer Zensur der Medien und andere Einschränkungen individueller Freiheitsrechte begleitet.

Sein Klientel fand Perón vor allem in der Arbeiter_innenklasse, bei den Angestellten des expandierenden öffentlichen Sektors sowie bei den binnenmarktorientierten Kapitalfraktionen, die von der Wirtschaftspolitik Peróns profitierten. Demgegenüber waren es die Agraroligarchien (deren Exporterlöse durch die Zoll- und Fiskalpolitik Peróns zurückgingen), das liberale Bürger_innentum und Intellektuelle (die sich in ihren bürgerlichen Freiheiten beschränkt sahen), die von der Repression Peróns betroffenen Gewerkschaftler_innen sowie die marxistisch orientiere Linke (die in Perón die argentinische Variante des europäischen Faschismus verortete), die in Opposition zu Perón standen. Eine gewisse Ausnahme bildete hier die kommunistische Partei, die nach einer ersten oppositionellen Phase versuchte, auf den peronistischen Zug aufzuspringen und derart die peronistischen Gewerkschaften zu infiltrieren.

Während diese knappe Zusammenfassung das institutionelle Arrangement des peronistischen Korporatismus und die Elemente der materiellen[7] Einbindung bestimmter gesellschaftlicher Gruppierungen beschreibt, ist es uns daran gelegen zu zeigen, wie es in jener Zeit zu einer erneuten Re-Artikulation von politischen Kämpfen im ›Volk‹ kam, in dessen Zentrum diesmal aber die Arbeiter_innenklasse stand. Um uns dieser Frage in aller gegebenen Kürze zu nähern, scheint uns ein historisches Ereignis besonders exemplarisch: Während die repressiven Elemente für die spätere Phase seiner Präsidentschaften kennzeichnend waren, betrieb Perón in der ersten Phase von 1943 bis 1945 in seinem Amt des Arbeitsministers eine politische Öffnung, die auch die Entstehung neuer Artikulationskanäle und eine verstärkte politische Mobilisierung zur Folge hatte. Diese Öffnungspolitik stieß aber auf die Opposition eben jener Militärregierung, zu der auch Perón selbst gehörte. Als die Militärs daher Perón im Oktober 1945 in Arrest setzen, schien die Hoffnung auf politische und soziale Teilhabe eines Gutteils der argentinischen Bevölkerung aufs Neue enttäuscht zu werden. Die Protestaufrufe durch die Gewerkschaften einerseits und die Rundfunksprecherin María Eva Duarte andererseits bewirkten schließlich am 17. Oktober 1945 eine Massendemonstration ungeahnten Ausmaßes: Aus den Arbeiter_innenvierteln und Vororten der Hauptstadt strömten die Menschen in großen Mengen auf den Platz vor dem Präsident_innenpalast und forderten die Freilassung Peróns, die sie schließlich auch erwirkten. Die Einnahme des Platzes vor dem Präsident_innenpalast darf in ihrer Symbolik nicht unterschätzt werden: Bis dato war dieser Platz den gehobenen Schichten von Buenos Aires vorbehalten, Menschen, die nicht ›anständig‹ gekleidet waren, wurden von Ordnungskräften regelmäßig entfernt oder sogar verhaftet. Am 17. Oktober 1945 aber versammelten sich die unteren Schichten auf diesem Platz, badeten ihre Füße in den Zierbrunnen und feierten ihren Erfolg in einem Karneval. Viele Bewohner_innen von Buenos Aires – wie z. B. der argentinische Historiker Felix Luna, der als junger Mann Zeuge dieses Ereignisses wurde – sahen das erste Mal in ihrem Leben diese ›andere‹ Bevölkerung Argentiniens, die für sie aus einer vollkommen anderen Welt zu kommen schien. Nach der langen Phase der konservativen Restauration, die große Teile der argentinischen Bevölkerung sowohl in ökonomischer, politischer, sozialer, kultureller und auch räumlicher Hinsicht marginalisiert hatte, nahmen die Subalternen hier nun die zentrale Bühne der argentinischen Elite ein und machten sich über diese in einer Art ›Gegen-Theater‹[8] lustig. Darüber hinaus war aber auch die Erfahrung eines erfolgreichen Widerstandes konstitutiv für die hier versammelte Menge: Nach der frustrierenden und demobilisierenden Erfahrung der konservativen Restauration bot man nun den Militärs und ihren Verbündeten die Stirn.

An diesem 17. Oktober 1945, der auch als Gründungsmythos der peronistischen Bewegung gilt, finden sich alle Aspekte dessen, was unserer Ansicht nach bis heute die Logik des ›lo popular‹ bestimmt: In einer gelebten subalternen politischen Kultur der Opposition konstituierte sich die Menge als ein *anti-elitäres, gegenkulturelles* und vor allem *widerständiges* ›Wir‹. Dies zeigte sich in einer fundamentalen Ablehnung der vorangegangenen politischen, sozialen und kulturellen Ordnung, in einer räumlichen Ausdehnung der eigenen Praxen und in einer Ablehnung der Normen und Werte der traditionellen Elite. In diesem Kontext kam es durch die konkreten Praxen der Subalternen zur Konstruktion eines politischen Antagonismus ›von unten‹, der zu einer Dichotomisierung des politischen Raumes führte und den Begriff der Klasse als zentralen Artikulationspunkt politischer Kämpfe verdrängte. Nicht die ›Klasse‹ war nunmehr der Punkt, an dem sich der Antagonismus entzündete, sondern neue Konfliktlinien: ›Arm‹ gegen ›Reich‹, die ›einfachen Leute‹ gegen die ›Elite‹, ›popular‹ gegen ›no popular‹.

An diese Erfahrung knüpfte Perón an. Die Zustimmung, die er hierbei erfuhr, muss in seiner außerordentlichen Fähigkeit gesehen werden, diese Elemente des ›lo popular‹ zu re-artikulieren: Perón wendete sich in seinen unzähligen Ansprachen häufig gegen die argentinische Elite und bediente sich dabei beispielsweise der Sprache des Tango, eine Sprache, die in den Spelunken im Hafenviertel und an den Rändern von Buenos Aires entstanden war und sozusagen ›aus der Gosse‹ kam. Auch die Heirat mit María Eva Duarte im Dezember 1945 war in gewisser Hinsicht ein antielitärer Akt[9], der es ihrerseits gelang als ›Evita‹ ihre eigene Biographie zu einem wichtigen Identifikationsmoment für die besonders Armen und gesellschaftlich Marginalisierten zu machen. Evita adressierte ihre Anhänger_innen oftmals auch als ›la gente humilde‹ (die einfachen, bescheidenen Leute) oder ›die Hemdlosen‹, wodurch diese ursprünglich von der argentinischen Ober- und Mittelschicht abfällig genutzte Bezeichnung der Klientel Peróns zu einer stolz getragenen Identität wurde. Perón selbst adressierte zu Beginn seiner politischen Karriere zunächst ›die Arbeiter‹, woraus bald ›das arbeitende Volk‹ und schließlich auch einfach nur ›das Volk‹ wurde, wobei jedes dieser rhetorischen Elemente ergänzend hinzutrat, so dass diese synonym wurden[10]. Während einige Jahre zuvor die bürgerlichen Radikalen mit ›Volk‹ eine bürgerliche Gemeinschaft von Individuen adressiert hatten, stand im Zentrum von Peróns ›pueblo‹ nun die Arbeiter_innenklasse, womit er aber auch gleichzeitig der rivali-

sierenden Linken ihre Adressatin nahm. Das Adjektiv ›popular‹ wurde zu dem entscheidenden Qualifikationsmoment politischen Handelns und alles, was nicht ›popular‹ war, wurde gleichgesetzt mit elitär und unwahrhaftig. Entscheidend war neben der diskursiven Ebene allerdings auch der oben erwähnte materielle Gehalt, der dieser Re-Artikulation korrespondierte. Durch die nun ›von oben‹ durchgeführte Anrufung der Subalternen als ›Arbeiter‹ – ›arbeitendes Volk‹ – ›Volk‹ konnte die Richtung des Antagonismus umgedreht und die Subalternen in ein neues politisches Projekt eingebunden werden: ›Lo Popular‹ wird zum Populismus. Es nimmt daher nicht Wunder, dass das politische Projekt des Peronismus in den folgenden Jahren seiner zwei Präsidentschaften immer stärkere autoritärere und repressivere Züge annahm. Der oben beschriebene Re-Artikulationsprozess wurde in dieser Zeit dahingehend einseitig, dass der Artikulationsrahmen der Subalternen im peronistischen Projekt immer mehr zurückgedrängt und eingeengt wurde, bis er schließlich fast nur noch eine einseitige Repräsentationsbeziehung darstellte. So wurden nun auch die Gewerkschaftsführer_innen in hierarchisierten Gewerkschaftsapparaten zu reinen ›Für-Sprecher_innen‹ ihrer Mitglieder und deren Interessen.

Bye, bye pueblo?

Als Perón 1955 vom Militär weggeputscht wurde und ins Exil nach Spanien ging, war das peronistische Projekt trotz der repressiven Tendenzen seiner letzen Jahre und der Einschränkung des partizipativen Rahmens jedoch noch nicht diskreditiert. Vielmehr überdauerten die konkreten – und zumeist positiven – Erfahrungen der Subalternen mit dem Peronismus diesen Moment und ein gewisser emanzipativer Horizont blieb erhalten. In der Zeit von 1955 bis 1973, in der die peronistische Partei weitgehend verboten blieb und die Autonomie der Gewerkschaften erheblich eingeschränkt wurde, kam es erneut zu einem von ›unten‹ getragenen Widerstand in der Tradition des ›lo popular‹, wobei der Bezug auf Perón ein zentrales Moment blieb. So bildeten sich auch verschiedene, konkurrierende peronistische Strömungen heraus, die sich allesamt als die ›wahren‹ Vertreter_innen Peróns imaginierten, worin sie auch von diesem – unabhängig voneinander und aus strategischen Gründen – bestätigt wurden. Während unter wechselnden militärischen, semizivilen und zivilen Regierungen die Peronist_innen durchgängig verboten blieben[11] und sich die peronistische Bewegung zunehmend in links und rechts spaltete, kam es Ende der 60er Jahre auch wieder vermehrt zur Bildung marxistischer Organisationen (insbesondere auch Guerilla-Gruppierungen). Als die Peronist_innen 1973 wieder die Regierung übernahmen und Perón aus dem spanischen Exil zurückkehrte, war das peronistische ›pueblo‹ zutiefst gespalten und Perón gelang eine erfolgreiche Re-Artikulation der verschiedenen Kämpfe nicht mehr. Vielmehr bildete sich ein reaktionäres Regierungsprojekt heraus, von dem sich die links-gerichteten Peronist_innen lossagten und stattdessen mit der marxistischen Linken zu kooperieren begannen.

Nach dem Tod Peróns 1974 kam es zu bürgerkriegsähnlichen Zuständen. Als 1976 das Militär erneut putschte, bildeten diese auch den ›Legitimationsgrund‹ für die Implementierung einer auf ›Wiederherstellung von Sicherheit und Ordnung‹ ausgerichtete nationale Sicherheitsdoktrin, deren Durchsetzung dieses politische Projekt zu einer der brutalsten Diktaturen Lateinamerikas machte. Zentrale Anrufungsfigur war nunmehr nicht länger das ›pueblo‹, das längst mit Subalternität und Widerständigkeit konnotiert war, sondern die ›Nation‹ als ›zu reinigender Körper‹, dessen Existenz durch die ›Subversion‹ bedroht war. Dieser ›Prozess nationaler Reorganisation‹ – in dessen Rahmen etwa 30.000 als ›Subversive‹ eingestufte Personen verschleppt, gefoltert und ermordet wurden und viele Argentinier_innen ins Exil flüchteten – überzog das Land mit einem bis in die Mikrophysik des Alltags reichenden Terror, der eine nahezu völlige Desartikulation politischer und selbst sozialer Bindungen zur Folge hatte. Für geraume Zeit verschwand das ›pueblo‹ von der argentinischen Bühne. Stattdessen wurden vor allem gegen Ende der Militärdiktatur und während der ersten Phase formal-liberaler Demokratie seit 1983 ›Menschenrechte‹ und ›Demokratie‹ zum zentralen Artikulationsmoment sozialer Kämpfe (die nun auch ›movimientos sociales‹ – ›soziale Bewegungen‹ hießen). Das Projekt der ›Demokratie‹ bedeutete aber keinen Bruch mit der von den Militärs eingeleiteten neoliberalen Umstrukturierung des Landes, die sich durch ökonomischen Ausschluss und hohe wirtschaftliche Instabilität auszeichnete. So kam es in dem Wahlkampf des Peronisten Carlos Menem im Jahr 1989 noch mal zu einer Anrufung des ›pueblo‹, bevor dieser dann in einer 180 Grad-Wendung eine krude neoliberale Politik durchsetzte und die ›Konsument_in‹ zur zentralen Adressat_in machte. Die neoliberale Anrufungsfigur der Konsument_in und mehr noch das Versprechen wirtschaftlicher Stabilität korrelierte zwar durchaus mit materiellen Bedürfnissen und kulturellen Praxen eines Gutteils der argentinischen Bevölkerung, gleichzeitig wurde damit aber auch ein politischer Ausschluss betrieben, der sich nicht zuletzt in einer ständigen Aushöhlung formaldemokratischer Partizipationsmechanismen, anhaltenden Menschenrechtsverletzungen sowie der sozialen Entrechtung durch sukzessive Einschnitte in die Arbeits- und Sozialgesetzgebung manifestierte. Rela-

tiv schnell zeigten sich dann auch die negativen Auswirkungen neoliberaler Wirtschaftspolitik, wie zum Beispiel die nahezu vollständige Deindustrialisierung des Landes mit der Folge von steigender (Langzeit-) Arbeitslosigkeit und der Verarmung ganzer Landstriche, wodurch auch die Figur der Konsument_in zunehmend ihr materielles Korrelat verlor.

¡El pueblo no se va!

Von einer Re-Artikulation von Kämpfen konnte in den 1990er Jahren keine Rede sein. Der einzige einigermaßen funktionierende Kanal zwischen Regierung und Regierten waren lokale klientelistische Netzwerke, während Korruption und geradezu ›mafiöse‹ Machenschaften sowohl Parteien wie Gewerkschaften völlig diskreditierten. So setzte auch spätestens Mitte der 1990er Jahre ein erneuter Suchprozess jenseits bestehender institutioneller Arrangements ein: Alternative Gewerkschaftsgründungen, die Organisierungen (Langzeit-)Arbeitsloser oder auch die Gründung der Organisierung H.I.J.O.S. durch die Kinder der Opfer der Militärdiktatur (die auch explizite Bezüge zu den Kämpfen ihrer Eltern herstellten) sind nur einige Beispiele für diesen neuen Zyklus politischer Kämpfe, die sich zunehmend auch wieder die Artikulationslogik des ›lo popular‹ zu eigen machten, ja mehr noch, sich diese jenseits des Peronismus wieder ›aneigneten‹.

Die inzwischen entstandene Bewegungslandschaft könnte vielfältiger nicht sein, weshalb Argentinien wohl zu Recht wiederholt als ›Freilichtlaboratorium‹ neuer Formen der Mobilisierung und Organisierung bezeichnet wurde. Zahllose Stadtteilversammlungen entstanden kurz nach den Dezemberprotesten des Jahres 2001, wovon viele mit der Zeit wieder verschwanden, während andere kontinuierliche Praxen entwickeln konnten. Ähnlich steht es auch um die Tauschzirkel zum direkten Austausch von Dienstleistungen und Waren, an denen zwischenzeitlich ein Viertel der argentinischen Bevölkerung zumindest passiv partizipierte und von denen nur noch einige und in wesentlich kleinerem Maßstab fortexistieren. Nicht zu vergessen auch die weit über einhundert von ihren Besitzer_innen verlassenen und von den Arbeiter_innen in Eigenregie weitergeführten Betriebe (von Keramik- oder Textilfabriken über Großbäckereien bis hin zu Hotels), von denen die meisten um das Jahr 2001 herum besetzt wurden und sich größtenteils bis heute behaupten können. In Protesten gegen staatliche Repression spielten in jüngster Zeit – neben Familienangehörigen der Opfer polizeilicher Willkür und diversen organisationsübergreifenden Koordinationen – auch die Organisierungen von Sexarbeiter_innen (oftmals mit transsexuellem Hintergrund) eine wichtige Rolle und indigene Bewegungen aus dem Süden oder ländliche Organisierungen aus dem Norden des Landes sind ebenfalls Teil jenes eingangs erwähnten ›Wir‹, zu dem auch unzählige Medienprojekte, wie Radiostationen oder Internetseiten und kulturelle Initiativen, wie Straßentheater- oder Musikgruppen gehören. Wer hier einen Überblick behalten möchte, muss dies schon zu einem Fulltime-Job machen, denn fast täglich entstehen neue, punktuelle Koordinationen, die sich nach getaner Arbeit wieder auflösen, während selbst den einzelnen Abspaltungen und Neugründungen im Bereich der Arbeitslosen-Organisierungen die wenigsten folgen können. Schließlich konzentrieren sich auch viele Gruppierungen auf lokale Projekte und verschwinden damit vorübergehend aus dem Blickfeld der Medien, weshalb ganze Organisationsformen, wie jene der Stadtteilversammlungen, frühzeitig tot gesagt wurden, während andere Kämpfe gar nicht erst in dieses Blickfeld geraten.

Die ›rebelión popular‹ wie der Aufstand vom Dezember 2001 auch oft genannt wurde, ist sicherlich der entscheidende Kristallisationspunkt dieser neuen ›luchas populares‹, für die – zumindest zu jenem Zeitpunkt – auch die Abgrenzung von den Peronisten ein entscheidender Bestandteil war. Die inzwischen bekannt gewordene Parole der Dezemberproteste ›¡Que se vayan todos!‹ – ›Alle sollen abhauen!‹ ist in eben diesem Kontext zu lesen, denn gemeint waren damit Politiker_innen egal welcher coleur, auch – und vielleicht gerade – die Peronist_innen[12]. Es ist daher auch noch keineswegs raus, ob die Bemühungen des aktuellen – ebenfalls der peronistischen Partei entstammenden – Präsidenten Néstor Kirchner um eine Re-Artikulation der aktuellen Kämpfe von Erfolg gekrönt sein werden. ›Den Lahmen erkennt man beim Gehen‹ war ein häufig zu hörender Spruch unmittelbar nach der Wahl Kirchners. Zwar rekurriert dieser teilweise recht erfolgreich auf eine modernisierte Variante von peronistischer Rhetorik und personalisiertem Verhandlungssystem und konnte sich damit auch das Vertrauen einiger Sektoren sichern. Gleichzeitig ist Kirchner aber auch mit einer (wieder) wachsenden Opposition sowohl von der ›Straße‹ als auch innerhalb seiner eigenen Partei konfrontiert, während sich ein konkretes politisches Projekt nicht abzeichnet. Und selbst die Zugeständnisse auf dem Terrain der Menschenrechte sind für viele eher fragwürdig, sitzen doch auch unter der Regierung Kirchner derzeit tausende politische Aktivist_innen im Gefängnis. Dies korreliert mit der historischen Erfahrung einer Staatlichkeit, die sich allzu oft – und ungeachtet des jeweiligen Labels als Diktatur oder Demokratie – insbesondere in ihrer repressiven Funktion zeigte, weshalb sich derzeitige ›luchas populares‹ zwar nicht weniger an ›Staat‹ abzuarbeiten haben, dieser aber kein zentraler Referenzpunkt der eigenen Emanzipationskämpfe ist. Die historische Re-Artikulation von ›lo popular‹ in Populismus ist jedenfalls kein Automatismus und hängt auch nicht nur von dem ›Willen der Macht‹ ab. Und

umgekehrt ist ›lo popular‹ weniger als eine Festschreibung von Artikulationen zu verstehen, sondern vielmehr als Teil eines Suchprozesses.

Als es am 20. Dezember 2001 zu einer Straßenschlacht zwischen Protestierenden und Sicherheitskräften auf dem Platz vor dem Präsident_innenpalast kam, wurde das ›¡Que se vayan todos!‹ jedenfalls von einem anderen zentralen Spruch begleitet: ›¡El pueblo no se va!‹ – ›Das Volk geht nicht weg!‹. Da war es wieder: Jenes ›pueblo‹, das für eine gelebte subalterne politische Kultur der Opposition steht. Und als Organisierungen Arbeitsloser im August 2004 – zum wiederholten Male – eine Nacht auf dem Platz vor dem Präsident_innenpalast zelteten, dachte man fast, eine Neu-Inszenierung des Gegen-Theaters von 1945 zu sehen: Wer noch nie die Alltagskultur der Arbeitslosen sehen konnte, durfte sie hier inmitten des Zentrums von Buenos Aires erleben. Während die meisten Medien am folgenden Tag skandalisierten, dass umliegende Kirchen und Hauseingänge – offensichtlich aus Ermangelung anderer Gelegenheiten – zum Abort geworden waren, bot sich der unvoreingenommenen Betrachterin vielmehr jenes Bild, dass die argentinische Tageszeitung *Clarín* genau zwei Jahre zuvor von einem ähnlichen Ereignis gezeichnet hatte: ›Man machte einige Lagerfeuer, trank Mate und kochte das ›Piquetero-Gericht‹ (Reis und winzige Hühnchenstücke). Einige spielten Karten, andere Schach und zwei Fußballfelder wurden errichtet‹. Und über den gesamten Platz in die angrenzenden Straßen schallte die Musik zu der die Piqueteros feierten: Jene Cumbia, über die man in besseren Kreisen bis heute die Nase rümpft und die nur wenige Wochen zuvor Regierungskreise und Presse erheblich beschäftigt hatte. Wenigstens der Präsident Kirchner – so viel stand zu diesem Zeitpunkt fest – hält es nicht ganz so eng mit der Cumbia.

Markus-Michael Müller und Martina Blank[13]

.txt

Auyero, Javiar 2003: Contentious Lives: Two Argentine Women, Two Protests, and the Quest for Recognition, Durham / London.

Colectivo Situaciones 2003: ¡Que se vayan todos! Krise und Widerstand in Argentinien, hrsg. v. Ulrich Brand, Berlin / Hamburg / Göttingen.

James, Daniel 1988: Resistance and Integration: Peronism and the Argentine working class, 1946-1976, Cambridge / New York / Melbourne.

Negri, Antonio / Cocco, Guiseppe 2003: El trabajo de la multitud y el éxodo constituyente o el »quilombo« argentino, in: Negri, Antonio et al. (Hrsg.), Diálogo sobre la globalización, la multitud y la experiencia argentina, Buenos Aires, S.51-70.

.notes

#1 »Ich unterstütze sie«: So der regierende Präsident Argentiniens im August 2004 in Rückgriff auf die argentinische Umgangssprache über eine argentinische Variante der lateinamerikanischen Cumbia-Musik zum Moderator einer sehr populären Musiksendung. Diesen hatte Kirchner in den Präsident_innenpalast eingeladen, nachdem einige Tage zuvor ein Mitglied seiner Regierung die Cumbia Villera, in der die Realitäten der in den Elendsvierteln lebenden Bevölkerung besungen werden, für den Anstieg von Gewalt und Kriminalität verantwortlich gemacht hatte.

#2 Nicht zuletzt beschreiben Negri und Hardt selbst die argentinischen Verhältnisse ab und an als Multitude en acto (Negri / Cocco 2003; Negri / Hardt 2004: 216f.).

#3 Nicht ohne Grund finden sich hierzulande wenige Erwähnungen dieses Begriffs, müsste doch eine Übersetzung des Wortes ›popular‹ zur wenig erklärenden Kategorie des ›Volks‹ oder schlimmer noch zu einem Adjektiv greifen, das in unserem Wortschatz nichts zu suchen hat. In der englischsprachigen Literatur hingegen wird viel über die ›popular struggles‹ der Argentinier_innen geschrieben und bei dieser vorläufigen Übersetzung ins Englische wollen wir es auch belassen. Wenn wir im Folgenden also auch von ›lo popular‹ sprechen, dann wäre dies am ehesten mit dem Englischen ›the popular‹ zu übersetzen, wobei auch dies einer konkreten Füllung bedarf, die wir im Folgenden zu leisten versuchen. Demgegenüber werden wir ›pueblo‹ häufig in Volk übersetzen, aber auch hier sei Vorsicht angemahnt, dass Volk nicht gleich Volk ist.

#4 Setentismo ist eine Wortkreation, die die 70er Jahre zu einem – ismus macht, womit die vorherrschende linke Praxis, Kultur und Ideologie der 70er Jahre gemeint ist, die jener der westdeutschen Linken der 70er Jahre relativ ähnlich war.

#5 »(A)ntagonism results from every relationship of exploitation, every hierachical division of the global system, and every effort to control and command the common« (Negri / Hardt 2004: 212).

#6 Eine umfassende Genealogie vom argentinischen ›el pueblo‹ müsste sicherlich mit dem europäischen Nationen- und Staatsvolksbegriff beginnen, vor dessen Hintergrund auch die Gründung der argentinischen Republik erfolgte. So wurde auch auf der Grundlage des rassistisch-essentialistischen Ideals einer ›europäischen‹ Nation ein nahezu vollständiger Genozid an der indigenen Bevölkerung begannen, während gleichzeitig aktiv eine massenhafte Immigration aus Europa gefördert wurde. Während aber der Genozid an der indigenen Bevölkerung bis heute in der argentinischen Geschichtsschreibung weitgehend verschwiegen wird (die letzte Phase dieses Genozids, ein brutaler Krieg gegen die in der Pampa und in Patagonien lebende indigene Bevölkerung, wird bis heute in argentinischen Geschichtsbüchern als ›conquista del desierto‹ – ›Eroberung der Wüste‹ bezeichnet und als Besiedelung eines menschenleeren Landes verhandelt), eröffnete das Land den europäischen Migrant_innen sehr weit reichende Integrationsmöglichkeiten, was Argentinien den Status einer integrativen, inkludierenden Nation verlieh.

#7 Mit materiell meinen wir hier nicht nur ›ökonomische‹ Einbindung, sondern auch substanzielle politische Teilhabe und nicht zuletzt die erstmalige Verankerung von Rechten.

#8 Diesen Ausdruck haben wir von Daniel James, dessen außerordentlich lesenwerter Klassiker zum Peronismus (James 1988) vielen unserer Ausführungen zu Grunde liegt.

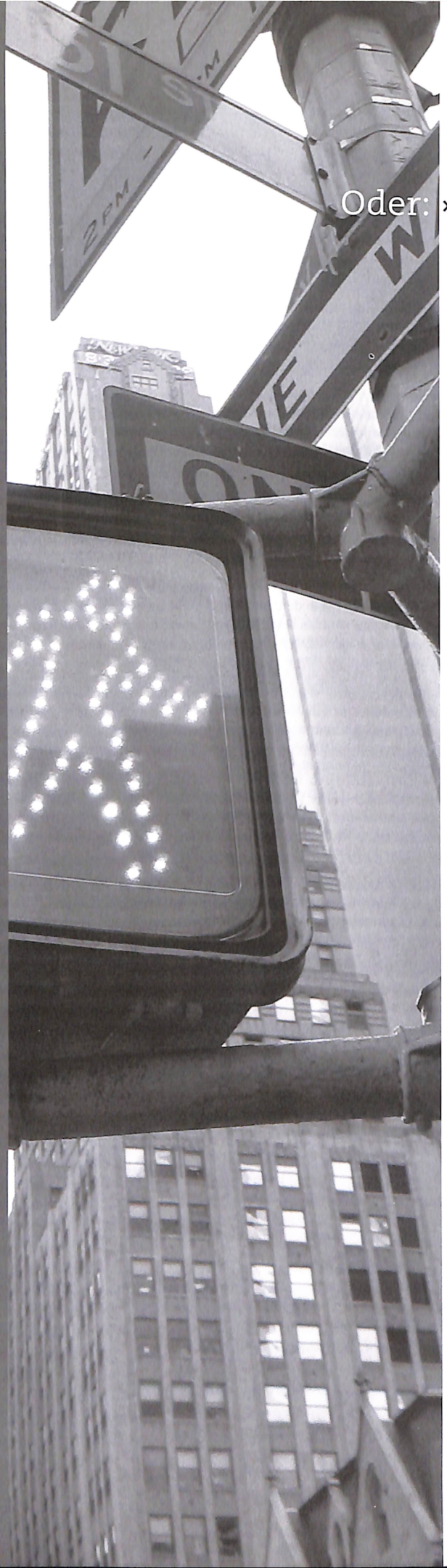
#9 María Eva Duarte wuchs als ›illegitime‹ Tochter eines Großgrundbesitzers in sehr ärmlichen Verhältnissen auf dem Land auf und arbeitete bis zu ihrer Heirat mit Juan Domingo Perón als eher zweitklassige Schauspielerin und Sängerin. Bis zu ihrem frühen Tod blieb ihr jedwede Anerkennung durch bürgerliche Kreise verweigert.

#10 Darüber hinaus wurde die Rhetorik Peróns auch von starken nationalistischen Elementen bestimmt, indem er z. B. (latent antisemitisch) auch zwischen dem produktiven und sozialen inländischen Kapitel einerseits und dem ausbeuterischen ausländischen Kapital andererseits unterschied, wobei er zu letzterem auch die Agraroligarchien als ›interne Verbündete‹ rechnete. Obwohl durchaus zentral für Peróns Rhetorik handelt es sich hier um ein in lateinamerikanischen Diskursen weit verbreitetes Element, das letztlich auch das gesamte Entwicklungsdenken jener Zeit durchzieht.

#11 Eine Ausnahme bildet eine Regionalwahl von 1962, zu der die reorganisierte peronistische Partei zugelassen wurde und in der diese dann auch mehrere Distrikte gewann, woraufhin das Militär sogleich den Kongress auflöste und eine neue Regierung einsetze.

#12 Auch wenn der Spruch ›Alle sollen abhauen‹ erst in diesen Protesten entstand, so standen doch auch schon Mitte der 1990er Jahre ›die Politiker_innen‹ auf der anderen Seite des in den ›luchas populares‹ konstruierten Antagonismus, wie z. B. Javiar Auyero sehr überzeugend am Beispiel zwei bekannter Aufstände im Landesinneren (dem Santiagazo 1993 und der Pueblada von Cultral Co und Plaza Huincul 1996) zeigt (Auyero 2003).

#13 Für Korrekturen und wichtige Anmerkungen möchten wir uns bei unseren Compañeras Jessica Zeller und Wendy Jacoby bedanken, ohne deren ›Segen‹ wir diesen Artikel bestimmt nicht aus der Hand gegeben hätten.



Action!

Oder: »Die Kunst ist eine Tochter der Freiheit« (Schiller)

Eine neue Welle des Protests überschwemmt die Industrieländer. Überall finden fröhlich-provokative Aktionen auf der Straße statt. Diesen Eindruck jedenfalls gewinnt man bei der Lektüre von Marc Amanns »go.stop.act! Die Kunst des kreativen Straßenprotests«. Er sammelt Beiträge und berichtet über verschiedene politisch-künstlerische Aktionsformen, die sich vor allem seit den Anti-Globalisierungsdemonstrationen in Seattle 1999 und in Genua 2001 verbreitet haben. In kunstvollen Interventionen richten sie sich gegen das absurde Normale, versuchen, politisch aufzuklären, auf soziale Missstände aufmerksam zu machen und manchmal auch, diese zu boykottieren.

Marc Amann hat viel gesammelt: Etwa über den *Karneval*, bei dem »die Unterdrückten die Stadt übernehmen und eine verkehrte Welt erschaffen«. In *Laugh Parades* werden staatliche Heilsversprechen kollektiv ausgelacht. Das *Puppentheater* nimmt symbolisch das gesellschaftliche Leben in die eigene Hand und ist ein »Spielen mit den Geistern, die uns quälen«. In *Pink & Silver* gekleidete Aktivist_innen zeigten sich zum ersten Mal in Prag 2000 und agieren seitdem mit »taktischer Frivolität«. Sie verkleiden sich in bizarren Kostümen – etwa halb in bacchantischem Ballkleid, halb als Rio-Karneval-Tänzerin und provozieren vor allem durch ihre ästhetische Potenz. *Street Art* entwirft symbolisch Angriffe auf die Funktionalität der Städte und wirkt mitunter, gegen die technokratische Gestaltung der Lebenswelt durch die städtischen Planungsbüros, als »Musealisierung von unten«. *Flash Mobs* entstehen wie folgt: Man verabredet sich per SMS oder E-Mail an einem bestimmten Ort und agiert gemeinsam, bricht etwa unerwartet in Jubel oder Verzweiflung aus, stimmt Gesänge an, betet oder lacht. So soll der »herrschenden Ordnung ihre Deutungsmacht abspenstig« gemacht werden. *Straßenmusik* und *Straßentheater*, *illegales Anpflanzen* von Gemüse, bis hin zur *Aneignung des Internets* zu Zwecken der Selbstorganisation – das Buch hält allerhand bereit.

»Auf einer vollgestopften Straße krachen zwei Autos ineinander und blockieren die Fahrbahn. Die

Fahrer_innen steigen aus und fangen zu diskutieren an, plötzlich hat einer der beiden einen Hammer und beginnt auf das Auto des anderen einzuschlagen. Die Passant_innen auf dem engen Gehweg zwischen der Straße und den Schaufenstern der Läden sind erstaunt. Plötzlich springen einige Leute aus der anonymen Menge am Straßenrand hervor, verspritzen Farbe, hüpfen auf die Autos. Und aus einer U-Bahn-Station strömen weitere 500 Menschen auf die Straße. Ein riesiges Banner wird über den beiden zerstörten Autos entrollt: ›Reclaim the Streets – free the City, kill the Car‹. Die Straße wird von der Menge übernommen. Die Leute tanzen zur Musik aus einem Soundsystem, das von Fahrrädern angetrieben wird. In der Mitte der Straße wird auf einer langen Tafel umsonst Essen verteilt. Kinder spielen auf einem Klettergerüst, das auf die Kreuzung gestellt wurde.«

So geschehen im Mai 1995 in London. Diese Aktion etwa gilt als »Geburt der Straßenparty als Taktik ... Sie verbreitete sich rasch über die ganze Welt – Manchmal nahmen Zehntausende teil, manchmal ein paar Hundert. Das magische Aufeinandertreffen von Karneval und Rebellion, Spiel und Politik ist so ein starkes Rezept und relativ einfach zustande zu bringen, etwas, das jede/r tun kann.«

Zahlreiche Aktionsformen kommen aus US-amerikanischen Großstädten wie San Francisco oder aus England. Die Aktivist_innen kommunizieren miteinander, bilden Netzwerke und lösen bisweilen erstaunliche Reaktionen aus, vor allem wenn die Staatsgewalt das Theater komplett macht. In Philadelphia umstellte die Polizei eine Fabrikhalle in der etwa 300 Puppen gebastelt worden waren. Sie wurden sofort zerstört und in Müllcontainern wegtransportiert – es sollte ein kritischer Puppenumzug anlässlich des Parteitags der Republikanischen Partei verhindert werden.

Eine Stärke der Straßenaktionen liegt in ihrer Vergänglichkeit. Die Akteur_innen verfremden die entfremdete Wirklichkeit und machen sie so für einen Moment als solche erkennbar. Die Intervention gegen das alltägliche normierte Einerlei aus Leistungsdruck, Konsum und sozialer Isolation, liegt im öffentlichen, gemeinsamen Anders-Sein der Aktivist_innen. Sie haben nicht den Anspruch, den gesellschaftlichen Verhältnissen ihre eigene Melodie vorzuspielen – diese liegt zur Zeit ohnehin weitestgehend im Dunkeln – sondern sie fangen einfach selbst an, zu tanzen. Die politische Dimension der Aktionen liegt in ihrer praktischen Kritik an der Anpassung und Normiertheit der gesellschaftlichen Individuen an die gegenwärtige epochale Strukturkrise.

Dabei treten die jüngsten Aktivst_innen, anders als frühere Protestbewegungen, meist grell und bunt auf, etwa in »Pink and Silver«. Statt der grauen Distanziertheit, dem »plebejisch proletarischen Asketismus« (Engels) der »Konsumkinder« der 1980er Jahre, die sich mit dem Prinzip spartanischer Gleichheit gegen die falschen Versprechen der Konsumgesellschaft abgrenzten und dies auch in farblos-enthaltsamer Kleidung artikulierten, zeigen sich die jüngsten Aktivist_innen in den eher grauen Zeiten der gegenwärtigen Strukturkrise bunt. In ihren Aktionen schimmert der Hauch eines historischen Subjekts, das sich an sich selbst erinnert und dies kundtut. »Die Teilnehmenden haben fantastische Momente erlebt, in denen wenigstens für kurze Zeit vieles möglich scheint« – scheint, wie Marc Amann richtig ausdrückt.

Denn tatsächlich sind die Aktivitäten, so wie Amann sie präsentiert, meist politisch diffus. Mal werden in »go.stop.act!« praktische Vorschläge zum Nachmachen gegeben, mal wird die Sache historisch hergeleitet. Da wird die Student_innenbewegung kurzerhand auf ihre »humorvoll-karnevalistischen und theatralischen Aktionsformen« reduziert, da wird das Internet zum Fetisch, »Protest und Widerstand sind notwendiger denn je« – wer hätte es gedacht! – proklamiert der Klappentext. Wird an einer Stelle darauf hingewiesen, dass die Aktionen hinsichtlich staatlicher Repression relativ »ungefährlich« seien, so findet sich ein paar Seiten weiter der Hinweis auf heftige Sanktionen. Mal wird betont, dass die Aktionen reiner Selbstzweck seien, mal finden sich lange theoretische Herleitung, etwa mit Hilfe von Derrida oder Brecht. Während manche Aktivist_innen stolz resümieren, der Bevölkerung »politische Inhalte« vermitteln zu können, ohne diese zu benennen, begleiten etwa das Kapitel über Flash Mobs ökonomiekritische Überlegungen. Und manchmal fragt man sich gar, wo der Unterschied zwischen den beschriebenen Aktionsformen und Fernsehsendungen wie »Verstehen Sie Spaß?« liegt.

So steht das Buch in der oft benannten »Vielfalt« sozialer Proteste, wie wir sie etwa aus der Anti-AKW-Bewegung kennen: Jeder bringt sich mit seinen Ideen und Aktivitäten ein, um ein bisschen am Bauzaun zu sägen. Allerdings gibt es diesmal keinen Zaun aus Stahl und Beton, vielmehr geht es gegen die Vernagelung, die Entfremdung der sozialen Verhältnisse selbst. Die Aktivist_innen, so scheint's, fühlen sich von der Normalität provoziert und wehren sich. »Ich möchte Viele sein, ich möchte irgendwie subversiv sein, ich möchte Teil einer Bewegung sein.« So liegt die Stärke des Buches »go.stop.act!« in dem Potenzial, das es andeutet, es verweist auf das »noch nicht« sozialer Bewegung und dokumentiert, dass es Milieus gibt, aus denen diese erwachsen könnte. Auch eine Form der Aktion.

Annette Ohme-Reinicke

.txt

Marc Amann (Hrsg.): go.stop.act! Die Kunst des kreativen Straßenprotests. Geschichten, Aktionen, Ideen. Trotzdem Verlag, Grafenau/Frankfurt a.M., 2005

Proletarität aufheben.

Zur situationistischen Kritik und linken Verblendung

»Wir erleben in unserer Epoche mit, wie *die Karten im Klassenkampf neu ausgegeben werden* – was sicherlich weder dessen Abschaffung noch dessen genaue Fortsetzung nach dem alten Schema bedeutet. Gleichfalls erleben wir statt der Abschaffung der Nationen einen ›new deal‹ des Nationalismus im Rahmen einer über die Nationen hinausgreifenden Gliederung.« (SI, 1958)

Um die situationistische Klassentheorie zu skizzieren, konzentrieren wir uns hier auf ihren Proletariatsbegriff. »Die kritische Theorie« der SI vergleichen wir dabei nur implizit mit der Frankfurter, die wir aus Raumgründen hier nicht kontrastiv charakterisieren können. (Siehe dazu ausführlicher explizit die beiden Aufsätze »›Situationistische Revolutionstheorie‹ – Communistische Aktualität und linke Verblendung« sowie »Proletarität – Kunst – Sprache. Situationistische Rekonstruktion und Aufhebung« in dem Band: Stephan Grigat u. a. (Hg.): Spektakel – Kunst – Gesellschaft. Guy Debord und die Situationistische Internationale, der im Herbst 2005 im Verbrecher Verlag erscheint.)

Was war die Situationistische Internationale?

Was Ende der 1940er und 1950er Jahre von Paris, Brüssel, Amsterdam und Skandinavien ausgehend zunächst in der Lettristischen, später in der Situationistischen Internationalen (1957-1972) Gestalt annahm, ist hervorgegangen aus den Immigrations-»Kreuzungen« in Paris (1933: Emigration von Walter Benjamin nach Paris), den Erfahrungen der französischen Résistance und aus der Lettristischen Bewegung, einer anti-künstlerischen, rebellischen Initiative (Zeitschrift: *Potlatch* 1952-1957) von jungen urbanen »Déraciné_es« (Entwurzelten), sowie seitens erfahrener europäischer Avantgardekünstler_innen der Linken. Bis zu ihrer Selbstzerschlagung 1972 bestand die SI aus nicht mehr als 70 Genoss_innen, davon gerade mal sieben Frauen.

Angetreten war die SI zunächst, die getrennten Sphären von Kunst und Politik zu überwinden und die *Totalität* des entfremdenden kapitalistischen All-

tagslebens zu bekämpfen, unter anderem vermittels verschiedenster Formen von Schrift bis Comics. Ihre experimentellen und spielerischen Techniken bestanden speziell in der Entwendung, Zweckentfremdung und Plagiierung vorgefundener Formen von Kultur, vor allem der Werbung. Die SI versuchte v.a. durch *Wort* und *Geste* zur Zerstörung des stumpfsinnigen Warenalltags beizutragen, insbesondere gegen die herrschende Architektur des kapitalistischen Urbanismus anzutreten. Dazu entwickelte sie ein experimentelles Stützpunkteprogramm, zu dessen Erschließung die sogenannten »Dérives«, das heißt ein Umherschweifen in großen Städten, und das Konzept der »Psychogeographie« die Schlüsselrolle spielten, da sie eine allen zugängliche »Konstruktion von Situationen« ermöglichen sollten. Was Marx einmal als »die Situation, die jede Umkehr unmöglich macht«, bezeichnet hat, nämlich die communistisch-proletarische Revolution, inspirierte nicht nur die Namensgebung der SI, sondern stellte den strategischen Bezugspunkt für die gesamte Theorie und Praxis dieser »Experimentatoren- und Theoretikergruppe« – wie sie sich selbst bezeichnete – dar. Im Laufe ihrer Entwicklung ging es ihr mehr und mehr um eine neue Form der revolutionären Theoriebildung, eine Kritik der modernsten Proletarität (nicht ohne sich allerdings ihrer vorherigen kunstavantgardistischen Ansatzpunkte und Techniken zu bedienen).

In den westlichen Gesellschaften schien schon damals Revolution unvorstellbar, war diese doch in mehr oder weniger abstoßenden »rohen« Formen vermeintlich in den »Ostblock« und in die anti- und postkolonialen Nationalstaatsrevolutionen der – damals so genannten – »unterentwickelten Länder« ausgewandert.

Insgesamt waren die Lettrist_innen und später die Situationst_innen in ihrer »Praxis der Theorie« auf der Suche nach den *Möglichkeitsbedingungen der Revolution*. Sie waren dabei natürlich nicht die einzigen. Doch ihre Originalität bestand darin, alle bisherigen Versuche und deren Mittel und Organisationsformen radikal in Frage zu stellen. Sie bezeichneten sich selbst weniger als »Avantgarde« denn als »enfants perdus«, das heißt als »verlorener Haufen« im militärischen Sinne aber auch darüber hinaus, weil nach den Niederlagen der klassischen Arbeiterbewegung und ihrer Organisationsformen kein »Hauptheer« mehr auszumachen war. Deshalb versuchte die SI gezielt die Organisationsfrage aus den Verknöcherungen fremdbestimmter »Repräsentation« und der Trennung von Theorie und Praxis freizusprengen. Angewidert war sie einerseits vom theoriefeindlichen voluntaristischen Spontaneismus und andererseits von der attentistischen und rein kontemplativ oder instrumentell-pragmatisch betriebenen Kritik der verschiedenen linken Parteien und Sekten.

Das Ensemble von Konzepten zur »Konstruktion von Situationen« kulminierte in ihrem Leitspruch: »Die Revolution ist aufs neue zu erfinden – das ist alles!« Nach jahrelangem, relativ isoliertem aber zugleich zunehmend publizitätswirksamen Experimentieren und Intervenieren wurde die SI schließlich zur Impulsgeberin des Mai 1968, der in Frankreich im Kern eine *Bewegung von Besetzungen* war, die sich zunächst auf Universitäten, dann auf die wichtigsten Produktionsanlagen, Büros sowie andere Institutionen und schliesslich die Schlüsselzonen der französischen Wirtschaft erstreckte. In dieser eskalierenden Situation wurde auch offiziell die Rolle der handvoll SI-Aktivist_innen, die sich mit anderen aktiven Revolutionär_innen im »Komitee zur Aufrechterhaltung der Besetzungen« zusammengeschlossen hatten, beim Weitertreiben dieser proletarischen Bewegung hin auf eine direkte Bemächtigung der ganzen Gesellschaft durch eine »generalisierte Selbstverwaltung« der Arbeiter_innenbevölkerung als bemerkenswert empfunden.

Nach dem Rollback dieser Bewegung durch Staatsgewalt, Gewerkschafts- und auch linke Parteiapparate ging die Geschichte der SI in ihre letzte Phase über. Einerseits griff die diffuse neue revolutionäre Stimmung in Europa vor allem auf Italien über (Besetzungsstreiks, Jugendbewegungen usw.), so dass die SI sich auf ihrer Konferenz in Venedig 1969 konzentriert auf eine revolutionäre Situation in Italien einstellte. Andererseits erfolgte eine innere Lähmung und daraufhin 1972 die Selbstauflösung der SI, die etwa so begründet wurde: Erstens sollte der passiven Anschauung der SI als einer inzwischen zur »Legende« gewordenen Chimäre der organisatorische Boden unter den Füßen weggezogen werden. Zweitens schätzte die SI ohnehin inzwischen die weltweit um sich greifende »proletarische Subversion« optimistisch ein: »Künftig sind die Situationisten überall, und ihre Aufgabe ist überall.«

Der aus den versteinerten Verhältnissen nach dem 2. Weltkrieg, aus ihrer Latenz hervorbrechende *manifest proletarische Charakter* der Bewegung zwischen ca. 1968 und spätestens 1977 in Europa ist heute fast vollständig entrückt und verdunkelt. Das Proletariat scheint heute nicht viel mehr als ein Gespenst zu sein, und selbst die Rede vom »revolutionären Proletariat« scheint nicht mehr als ein Spektakel, so wie Jacques Derrida das Wort »Gespenst« (*franz.* spectre) in der Bedeutung von auflösender Spektralität erklärt: als ein aus-den-Fugen-Geratensein von etwas, das lange Zeit eine Welt und eine Ordnung verkörperte.

Längst gilt: die spektakuläre Warengesellschaft hat gründlich gelernt, auf die proletarische Kritik in den 1960er und 70er Jahren zu reagieren, indem sie, etwa mittels spezialisierter Führungskräfte und Trendscouts, in zerstückelter Form Momente der proletarischen Subversion im Allgemeinen und der situationistischen Kritik im Besonderen in sich aufnahm. Die kapitalistische Kulturindustrie und sogar neue kapitalistische Selbstausbeutungsformen (»autogestion« und »teamwork«) haben sich darüber modernisiert, und die situationistische Kritik wurde *rekuperiert*, wie die SI einen derartigen Integrationsprozess zu nennen pflegte. Seit dem Scheitern ihres ersten Ansturms im westlichen hochentwickelten *consumer capitalism* nach dem Mai 1968 wäre die proletarische Kritik und Selbstkritik nunmehr gezwungen, sich neu zu formieren.

Die »situationistische Revolutionstheorie« kann somit als ein historisches Beispiel für die Tragödie der bisherigen geschichtlich halbwegs bewussten proletarischen Kämpfe gelten, eine Tragödie, die im widersprüchlichen Entstehen und anschließenden Scheitern, vor allem im Verdrängen bzw. Deformieren der

Rudimente proletarischer Subversion und in der Enteignung von Geschichtsbewusstsein besteht. Dies zu konstatieren kann aber für das Projekt einer kollektiven Kritik nur Grund sein, sich nicht der allseitigen Amnesie hinzugeben, sie vielmehr aufzukündigen und jetzt erst recht den Begriff Proletariat und »Klasse selber so nah zu betrachten, daß er festgehalten wird und verändert zugleich« (Adorno).

Kritik der »Proletarisierung der Welt«

Was kann Proletarisierungskritik heißen, wenn sie nicht ein regressiver *romantischer Antikapitalismus* sein soll? Die SI hat wie Wenige ihrer Zeit versucht, die Marxsche Analyse der modernen Proletarität zu aktualisieren. Damals wie heute gilt die Kategorie »Proletariat« offiziell als obsolet. So hielt Adorno schon der akademischen Zunft listig entgegen: »Soziologen aber sehen der grimmigen Scherzfrage sich gegenüber: Wo ist das Proletariat?« Zeitgleich zu jenem »Soziologenstreit« in der BRD verwies die SI »das soziologisch-journalistische Dogma vom Verschwinden des Proletariats« lapidar mit der Frage: »Wir sind alle proletarisiert oder haben gute Aussichten es zu werden ... Welche Partei hat das Ende des Proletariats in ihrem Programm?« Der mit der kapitalistischen Produktionsweise einhergehende Prozess der Klassenteilung besteht in seiner modernsten Form, dem Spektakel, der SI zufolge in nichts anderem als der endgültigen »Proletarisierung der Welt«. Die SI bezeichnet mit dem Ausdruck »Spektakel« einen – gegenüber dem klassischen Industriekapitalismus – seit Ende der 1920er Jahre einsetzenden und spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg global hegemonial durchgesetzten neuen Zustand allgemein-warenproduzierender Gesellschaften, das heißt des modernsten Kapitalismus. Das Spektakel ist ein durch Bilder vermitteltes gesellschaftliches Verhältnis zwischen Personen, wobei durch die Versachlichung und Verbildlichung das gesellschaftliche Verhältnis als Beziehung zwischen Menschen und zwischen Klassen verborgen wird. Basal und letztendlich ist das Spektakel als getrennte Produktion und Produktion von Trennungen zwischen den Menschen zu charakterisieren, und in diesem Sinne die »Proletarisierung der Welt« als die Trennung der Produzent_innen von ihren gesellschaftlichen Lebensbedingungen und die Subsumtion der Individuen unter die kapitalistischen Teilungen der gesellschaftlichen Arbeit, unter die Norm ihrer Charaktermasken und konkurrierenden *role models*.

Das Proletariat bezeichnet (klassisch vgl. MEW 23: 642 – und hier knüpft auch die SI direkt an) ökonomiekritisch die Gesellschaftsklasse der Lohnabhängigen: diejenigen, die zwar mit anderen Gesellschaftsklassen und -schichten als freie und gleiche Rechtssubjekte (Staatsbürger_innen, Warenbesitzer_innen und Privatleute) gelten, aufgrund ihrer Eigentumslosigkeit gegenüber den gesellschaftlichen Produktionsmitteln aber, da gezwungen ihre Arbeitskraft zu verkaufen, de facto die vom Kapital ausgebeutete, weil unbezahlte Mehrarbeit liefernde Gesellschaftsklasse sind: in der Form von Mehrwert über den zur Ersetzung ihres Lohns hinaus produzierten Wert produzieren sie – und zwar sie allein (als weltweit kapitalproduktive Gesamtarbeiter_in) – das Kapital. Mit diesem Produktionsverhältnis reproduzieren sie erweitert zugleich ihren Lohnabhängigkeits-Status, also ihr Klassen-Sein mit. Da sie lediglich ihre Arbeitskraft als Ware besitzen und als atomisierte Menge vereinzelter miteinander konkurrierender Individuen auch sonst unmittelbar keine Möglichkeit haben, die ihnen nicht gehörenden gesellschaftlichen Produktions- und Lebensbedingungen, »die gesellschaftliche Raum-Zeit« (SI) zu bestimmen, sind die Proletarisierten zunächst ein gesellschaftliches, macht-

faktisches Nichts, bloßes Produkt bzw. Objekt eines gesellschaftlichen Negationsprozesses (»Mit der Verwertung der Sachenwelt geht die Entwertung der Menschenwelt einher.« – so Marx zum modernen Entfremdungssyndrom in der psychomentalen Dimension). Denn diese lohnarbeitenden und warenkonsumierenden Staatsbürgermonaden sind eben bloße gegeneinander konkurrierende vereinzelte Einzelne, die ihrer gesellschaftlichen Reichtumsproduktion als einer fremden Macht unmittelbar ohnmächtig gegenüberstehen und ausgeliefert sind, so dass die SI auch für den *consumer capitalism* ihrer Zeit minimalistisch hart feststellen kann: »Gemäß der zur Zeit im Entwurf begriffenen Wirklichkeit kann man diejenigen als Proletarier betrachten, denen es ganz und gar unmöglich ist, die gesellschaftliche Raum-Zeit zu verändern, die die Gesellschaft ihnen zum Konsum zuteilt (auf den verschiedenen Stufen des erlaubten Überflusses und Aufstiegs). Die Herrschenden sind diejenigen, die diese Raum-Zeit organisieren bzw. genug Spielraum für eine persönliche Wahl haben (auch z. B. wegen des wichtigen Fortbestandes alter Formen des Privateigentums).«

Durch das Kapitalverhältnis werden die Individuen allerdings als disponible »Masse« zur Klasse *an sich*, negativ, als eine zunächst *unbestimmte* Proletarität gemacht, d.h. zur Klasse aller, die vom Eigentum an den gesellschaftlichen Produktionsbedingungen ausgeschlossen sind und die gegeneinander um den Verkauf ihrer Arbeitskraft an jene Eigentümer_innen konkurrieren müssen.

An die seit Marx längst bekannten Bestimmungen des Begriffs »Proletariat« ist hier deshalb zu erinnern, weil allgemein – gerade auch im linken Common Sense – die ökonomiekritische harte Kategorie des Proletariats ständig mit ihren historisch permanent wechselnden Phänotypen (vor allem: »der Blaumann«, und dagegengesetzt: »die Führungskraft«) identifiziert wird und so schon zu Zeiten der SI festzuhalten war: »Der Zweck der hier nachvollzogenen Scheidelinie zwischen denen, die die Raum-Zeit organisieren (sowie den ihnen unmittelbar dienenden Agenten) und denen, die diese Organisation erleiden müssen, ist es, der kunstvoll gesponnenen Kompliziertheit der Funktionen- und Lohnhierarchien zwei deutlich festgelegte Pole zu geben, da jene Hierarchien vermuten lassen sollen, dass es an beiden Enden einer äußerst dehnbar gewordenen sozialen Kurve kaum mehr wirkliche Proletarier oder wirkliche Eigentümer gibt.« (SI)

Auf vier der vielen Momente des Negationsprozesses, aus welchen die spektakuläre »Proletarisierung der Welt« hervorgeht, soll hier kurz eingegangen werden:

1) Hervorzuheben ist die Negation der Zeit zur freien Entfaltung, die Marx disponible Zeit nennt, als welche er vor allem die Zeit zur Entwicklung des gesellschaftlichen Individuums und der individuellen Fähigkeiten nennt. Diese Möglichkeit ist von der spektakulären »Freizeit«, als kontemplativer Konsumzeit, beschlagnahmt. In dem Maße wie die Lohnabhängigen darin auch noch zur »Aktivität« stimuliert werden (»Bewegt euch!«, »Fit for Fun« usw.), spricht die SI sogar von »der Arbeit an der Freizeit«.

2) Der Prozess, bei dem der arbeitende lebendige Mensch zum Objekt und Anhängsel der kapitalistisch formbestimmten Produktionsinstrumente, Technologie und wissenschaftlichen Organisationsapparate subsumiert wird, ein Prozess, der sich in der industriellen Fabrik noch in einer materiell-despotischen Form durchsetzt, greift im Spektakel in libidinös-verinnerlichter verbildlichter Form auf nahezu alle Lebensbereiche über. Zumal es ohnehin keine »Reproduktionssphäre« gibt (dies ist allerdings verkehrter Schein), sondern das ganze Alltags(über)leben der Lohnabhängigen objektiv in seiner Totalität ökonomisch-funktio-

nal der Reproduktion-fürs-Kapital dient, gerade auch die »privateste« individuelle Reproduktion.

3) Durch die verdinglichende Besetzung der menschlichen Bedürfnisstruktur (die niemals normativ vorbestimmt ist sondern ein basal »polymorph« strukturierter völlig offener Prozess) vermittels der Bilderzirkulation werden selbst die »radikalen Bedürfnisse« (Marx) in das individuell und gesellschaftlich Unbewusste verdrängt. Dieses Begehren, das auf die Residuen und Reserven unverkürzter menschlicher Möglichkeiten abzielt und damit notwendigerweise auf die Überwindung der bestehenden, in Konkurrenz, Partikularität und Entfremdung festgefahrenen Verhältnisse drängt, diese Begierden und Leidenschaften werden in den spektakulären Formen der totalen Warengesellschaft nur gebrochen entäußert: Sie werden nur passiv-kontemplativ konsumiert, als Bilder von einem zwar möglichen aber nichtgelebten Leben und einem entwirklichten Erlebten (Beraubung der eigenen und gesellschaftlichen Geschichte). Dieser Fetischismus der spektakulären Warenproduktion verhüllt den Menschen die objektive Möglichkeit, ihre Geschichte bewusst und aktiv zu gestalten, sie zu einer menschlichen Geschichte zu machen und darin ihre Bedürfnisse gesellschaftlich selbst zu bestimmen (für die SI gab es auch keine »richtigen« oder »falschen Bedürfnisse«, wie etwa für ihren Zeitgenossen Marcuse).

4) Die Proletarisierten sind vom historischen Bewusstsein der Klassenkämpfe enteignet. Die herrschende Geschichtsschreibung ist Geschichtsschreibung-der-Sieger, welche die Klassenkämpfe als treibendes Moment der Geschichtsentwicklung verhüllt, wie »einfühlend« auch immer man diese bewertet. »Alle Geschichte heißt Geschichte von Klassenkämpfen, weil es immer dasselbe war, Vorgeschichte.« (Adorno) Das historisch-gesellschaftliche Bewusstsein der proletarischen Anläufe und ihrer bisherigen Niederlagen dagegen ist in das gesellschaftliche Unbewusste verdrängt. Gerade jene Niederlagen hält die SI jedoch »für aufschlussreicher als die sogenannten Siege«.

Wie kann nun dieser Enteignungs- und Verdrängungsprozess umgekehrt werden? Marx stellte einmal lapidar fest, »die Arbeiterklasse ist revolutionär oder sie ist nichts«. Die revolutionstheoretische Frage, welche die SI neu stellte und zu lösen versuchte, an der sie aber letztendlich auch *nicht hinreichend* weiterkam, lautet in der Spannung dieser Polarität: Wie kann aus dem gesellschaftlichen Nichtssein *»die Klasse des Bewusstseins«* werden? Der erste Bewusstseinsschritt war ihrer Auffassung nach die Erkenntnis, dass die Proletarisierten »zwar keine Macht über den Gebrauch ihres Lebens haben«, aber dass sie das zumindest »wissen« (SI). Bei diesem »Wissen« handelt es sich nicht um theoretisch-reflexives Wissen, sondern um die eigene Einsicht in die unmittelbare Ohnmacht.

In dieser *Negativität* können die Lohnabhängigen nur durch die Subversion und Destruktion ihrer gesellschaftlichen Enteignung und Ausbeutung aus Objekten zu Subjekten werden. Das Proletariat wird deshalb als »die *negative* Seite des Gegensatzes, seine Unruhe in sich, das aufgelöste und sich auflösende Privateigentum« an den gesellschaftlichen Lebensbedingungen begriffen. *»Revolutionär«* schließlich ist, so die SI, »eine Bewegung, die die Organisation dieser Raum-Zeit sowie die künftigen Entscheidungsformen ihrer permanenten Neuorganisation radikal umgestaltet (und nicht eine Bewegung, die nur die Rechtsform des Eigentums oder die soziale Herkunft der Herrschenden verändert).«

Die Spannung von der gewöhnlichen ohnmächtigen *Lebenssituation* der vereinzelten Einzelnen im kapitalistischen Alltag hin zu der angestrebten klassenlosen und staatenlosen »Befreiung der menschlichen Geschichte« (SI) ist eine Spannung zwischen zwei historischen Situationen, in der sich die Proletarisierten in den geschichtlichen Kämpfen immer wieder neu befinden, solange die kapitalistischen Verhältnisse nicht

überwunden sind. Hier gilt es auch immer wieder, aktiv sich vom individualisierten Überleben als bloße *Klasse an sich* zum Organisierungsgrad der *Klasse für sich* selbst heranzuarbeiten, d.h. sich »im geschichtlichen Kampf ... die Herausbildung der proletarischen Klasse als Subjekt« (SI) zum Zweck und Ziel zu setzen und durch die Konstruktion einer Kette von Situationen mit Willen und Bewusstsein »sich erst den revolutionären Ausgangspunkt zu schaffen, die Situation, die Verhältnisse, die Bedingungen, unter denen allein die moderne Revolution ernsthaft wird.« (Marx)

Eben weil die Formierung »der Proletarier die *destruktive Partei*« darstellt, wie Marx schon nüchtern kategorial hervorhob, »die aus dem Boden der modernen Gesellschaft naturwüchsig sich bildet«, ist dieser Prozess keinesfalls deterministisch progressiv, er kann jederzeit wieder ins Regressive umschlagen. Nicht nur der bürgerliche Zivilisationsprozess hat seine barbarische Schattenseite, auch nach den ersten proletarischen Revolutionsanläufen musste schon Marx hundert Jahre vor der SI feststellen: »Aber die gemütlichen delusions und der fast kindliche Enthusiasmus, mit dem wir ... die Revolutionsära begrüßten, sind zum Teufel. ... Zudem wissen wir jetzt, welche Rolle die Dummheit in Revolutionen spielt und wie sie von Lumpen exploitiert werden.«

Die »Wiederkehr des Verdrängten« (SI) in der Klassenambivalenz

Die SI hat einen neuen Versuch gestartet, diese Klassenkämpfe, ihren chaotisch-katastrophischen Verlauf, wieder ans Tageslicht zu bringen, ihre untergründige Geschichte offen zu legen, um aus den Gründen des bisherigen Scheiterns der proletarischen Anläufe praktische Schlüsse zu ziehen. Die Ausgangssituation als Partikel einer Masse lohnabhängiger Individuen – und sonst nichts – teilten die Situationist_innen mit dem Proletariat. Sie sahen sich selbst bloß als Element der Klasse und vertraten mit dem Ziel der Überwindung der Proletarität ihr Selbstinteresse. »Das Kapital hat für diese Masse eine gemeinsame Situation, gemeinsame Interessen geschaffen«, so schon Marx. Doch die Spektakeltheorie konnte weitgehend aufzeigen, wie dieses »Gemeinsame« immer wieder in den spektakulären Selbstbildern als organisatorisch-bürokratische *»Repräsentation«* und »revolutionäre« *Ideologie* aufgelaufen, getäuscht, abgelenkt, aufgerieben, aufgeopfert und spiegelbildlich ins konterrevolutionäre Gegenteil verkehrt worden ist.

Das Ende einer Welt und das Ende der Geschichte der alten Revolutionsepochen hatte die SI grausamgründlich ausgesprochen, und sie setzte sogar auf die revolutionäre Beschleunigung einer Katastrophen-Kettenreaktion. Nur reflektierte sie dies nicht historisch-materialistisch in letzter Konsequenz. Angesichts des *vernichtend*-grausamen Resultats des geschichtlichen »Fortschritts« setzte ihr Blick in den Abgrund der Niederlage dann doch aus. Die SI konnte nur deshalb mit dem Katastrophischen in der Geschichte spielen, weil sie *die* Katastrophe (*hebräisch*: Shoah) des 20. Jh. und der bisherigen Gattungsgeschichte ausblendete. Die »Chiffre Auschwitz« (Adorno) bezeichnet nicht irgendeine historische Katastrophe unter den zahlreichen anderen der Geschichte, sondern den *Untergang* der historischen Möglichkeit, dass als *menschliche Gattungsgeschichte* angesichts dieses ihres Bruchs »es ›so weiter‹ geht« (Benjamin); ebenso bezeichnet sie den fälligen Untergang aller Vorstellungen der revolutionären Arbeiterbewegung von bruchlosem Weitermachen nach ihrem historischen Versagen. Sie verlangt die *bewusste* Stillstellung der menschlichen (Vor-)Geschichte, die sie auf die barbarischste und zugleich modernste Weise schon ist.

Doch der Linkskommunismus – und mit ihm auch noch die SI – nahm nur die epochale Niederlage der alten Arbeiterbewegung wahr und arbeitete die Ambivalenz nicht heraus, die im Zusammenhang mit dem totalen Versagen des Proletariats gegenüber dem eliminatorischen Antisemitismus in Gestalt des NS-deutschen Volksstaats katastrophal zutage trat. Sie setzte den Akzent nur abstrakt auf die Möglichkeit und Notwendigkeit der Klasse des Bewusstseins und weigerte sich, über das jeder Zeit mögliche Umschlagen vom »progressiven Pack« (Marx) in »regressives Pack«, in den virtuellen, mörderischen Mob des proletarisierten »Volks« mit seinen gebündelten Idiosynkrasien überhaupt zu sprechen.

Die SI verkannte damit, was Adorno im Angesicht der beginnenden Shoah diagnostiziert hatte: die gigantische epochale Verschiebung, die mit der ab 1933 in Deutschland gelingenden antisemitischen Verdunkelung und Verdrängung des Proletariats als dem »Gegenpunkt zur Konzentration der Macht« (Adorno 1940) und seiner Ersetzung durch »den Weltfeind Judentum« als den Gegenpunkt und das Vernichtungsobjekt der kapitalistisch-proletarisch verklammerten »Volksgemeinschaft« zustande gebracht worden war. Damit übersah die SI auch die doppelte Abspaltung: a) Ein Teil des Weltproletariats spaltete sich von diesem konterrevolutionär ab, nämlich als die »deutsche Revolution« des NS: im Bild der »Prolet-Arier« (vgl. Franz Neumann: Behemoth). b) Durch die Unterwerfung unter die Identität »der gute deutsche Arbeiter«, »der anständige deutsche Bürger« und »die aktiven Volksgenossen« als Selbstbild spalteten sie sozialpsychologisch das Bild vom *revolutionären Proletariat* aus sich selber endgültig ab (Subversion, Revolution, Kosmopolitismus, Marxismus, Intellektualität, kritische Zersetzung des Bestehenden – kurz: Negativität) und projizierten es als Wahnbild auf »die Juden«, um es – überblendet mit dem Wahnbild von den »Geldmenschen«, »dem Finanzjudentum« und der abstrakten Arbeit sowie aller »Nichtarbeit«, also der Vorstellung von der Bourgeoisie und der ganzen unbegriffenen Widersprüchlichkeit des Kapitalismus – in Gestalt der als »jüdisch« selektierten Menschen physisch zu vernichten. Das massenmörderisch-spektakuläre massenpsychotische Welt-Bild vom »Weltjudentum« war stets »antikapitalistisch und antimarxistisch« überdeterminiert. Auch der Hass aller »nationalen« Sozialismen gegen allen Cosmopolitismus ist davon unablösbar.

Die situationistische Kritik der »Gesellschaft des Spektakels« hätte zwar mit ihrem Analyseinstrumentarium aus diesem Bann »des Verhängnisses« im bisherigen Resultat der Gattungsgeschichte einen Aus-

weg aufzeigen können. Die SI selbst entwickelte dieses Instrumentarium zwar (äußerst rudimentär) in Hinblick auf »den Faschismus« im Allgemeinen, aber gar nicht in Bezug auf die deutschen Zustände im Besonderen, wie sie im NS und im eliminatorischen Antisemitismus gipfelten.

Als aktualisierendes Forschungsprogramm wäre die Spektakeltheorie der SI – nicht gegen die Kritische Theorie Adornos, sondern als deren überlebensfähiger »siamesischer Zwilling« und »Wiederkehr des Verdrängten« – in einer kollektiven Kritik aufzugreifen, zu retten und weiterzuentwickeln für die Reflexion dessen, was die Situationist_innen selber noch ausblendeten: die katastrophale Verschiebung innerhalb des verkehrten »identischen Subjekt-Objekt« Lohnarbeit-und-Kapital in den fetischistischen Gestaltungen der modernsten antisemitischen Alltagsreligion. Im Selbstbild der »aktiven« Volksgemeinschaftlichkeit konnte – und kann jederzeit wieder – die revolutionäre Proletarität, das Negative zum Bestehenden, als Feindbild abgespalten und »eliminiert« werden. Dies ist aber kein geschichtsfatalistisches »Verhängnis« der resultativen Wirklichkeit nach (dann hätte Hitler doch recht behalten), sondern auflösbar der materiellen und psychosozialen Möglichkeit nach – allerdings einzig und allein durch so etwas wie »die Klasse des Bewusstseins«, und durch keine andere Macht dieser Welt.

Um sich vom Pol und Sog der Vermobbung und Abspaltungen in der gegenseitigen Konkurrenz weg zu bewegen hin zur Selbstorganisierung als »die Klasse des Bewusstseins«, gälte es dann die situationistische Konstruktion der »lesenden und Dialektik lernenden« Arbeiter_innen aufzugreifen. »Lesen« in der situationistischen Bedeutung von umfassender Selbsttätigkeit bei der Dechiffrierung und Realisierung der »Träume«, »Gesten des revolutionären Begehrens« im modernen Proletariat, den Kulturobjektivationen seines »Traumschlafs« (Benjamin) heißt in situationistischer Perspektive experimentelles und assoziiertes Aufbrechen des kapitalistischen Alltags und Aufhebung der Kunst als getrennter Sphäre und Sphäre der Trennung. »Lesen« beinhaltet damit die sinnlich-evokative und performative Vermittlungsarbeit, die mit der theoretisch-begrifflichen einhergehen muss, und daraus resultierend die Freisetzung der ästhetischen »Welt produktiver Triebe und Anlagen« (Marx) in den gesellschaftlichen Individuen. Assoziieren sich diese auf welthistorischem, *cosmopolitischem* Terrain, hören sie auf ihre Proletarität weiter zu verdrängen und »national« bzw. rassistisch-projektiv von sich selbst abzuspalten. Indem sich die Situationist_innen von vornherein als »Internationale« innerhalb des prozessierenden Weltproletariats organisierten (niemals als »Partei« mit »dem Klassenstandpunkt« plus nationalen Wimpel im Schrein), sowie durch ihre global angelegte »Stützpunkte«-Konzeption (die zuweilen in ihrem spielerischen Als-ob vor dem Kokettieren mit Größenwahn nicht zurückschreckte: »Technik des Weltcoups«), bezogen sie sich jedenfalls direkt auf die erste InternationaleArbeiterAssociation. Deren Leistung hatte Marx darin zusammengefasst, »die Gesamtarbeiterklasse zu einem Bunde zu vereinigen und zum ersten Mal den herrschenden Klassen und ihren Regierungen die cosmopolitische Macht des Proletariats fühlbar zu machen«. Nur dann kann es ihnen auch möglich sein, von den spektakulären Fixierungen im Bild einer bloßen Mob-Multitude sich zu lösen und sich als geschichtsmächtige Gesellschaftsindividuen neu zu erfinden.

Die Kategorie »Proletariat« ist somit nicht mehr und nicht weniger als ein *Ort der Auseinandersetzung*. Diesen prozessierenden Ort – »nur dort, wo sich der Dialog bewaffnet hat« (Debord: Die Gesellschaft des Spektakels, Schlussthese) – gilt es zunächst grausamgründlich zu re-konstruieren, »neu zu erfinden«, um in diesem strategischen Spiel als »Klasse des Bewusstseins« alle spektakulären Bilder und die offizielle Sprache von »der Klasse« zu dechiffrieren, um sie zu destruieren. Das Dilemma, die »Spaltung« der kritischen Theorie für den Communismus bleibt bis heute äußerst schmerzhaft offen: das Unvermögen, jeweils das Verdrängte, die emanzipative Möglichkeit eines revolutionären Proletariats einerseits und die barbarische Möglichkeit von »Auschwitz und ähnlichem« andererseits, historisch in Hinblick auf »Erlösung« des Menschengeschlechts von der Klassengesellschaft (W. Benjamin über die Aufhebung der messianischen Zeitvorstellung ab Marx) als seine eigene Aufhebungsarbeit zusammenzudenken. Die Konstruktion von Situationen sollte diese theoretische Aufgabe für jede_n Proletarisierte_n praktisch greifbar machen.

Biene Baumeister, Zwi, Negator

autoren
buchhandlung
marx & co

Grüneburgweg 76 · 60323 Frankfurt am Main
Tel 069/72 29 72 · Fax 069/71 40 38 70
autorenbuchhandlung.ffm@t-online.de

Marx an der Uni

Geisteswissenschaften
Belletristik
Sozialwissenschaften

KARL MARX
BUCHHANDLUNG GMBH
JORDANSTR. 11 · 60486 FRANKFURT/M.
TEL 069/778807 · FAX 069/7077399
KARL.MARX.BUCHHANDLUNG@T-ONLINE.DE

pro situation!
pro revolution!

Seit '68 geht ein Gespenst um in der Linken – das Gespenst der Situationistischen Internationalen (SI). Damals erlangte sie größere Bekanntheit, indem sie als revolutionäre, gleichsam antiavantgardistische Avantgarde die Bewegung der Besetzungen in Frankreich maßgeblich beeinflusste und somit Teil der französischen Staatskrise im Mai `68 war. Die SI hoffte im Gegensatz zu so vielen anderen Linken nicht auf ein vermeintlich revolutionäres Subjekt im Trikont, sondern setzte am Alltag der entwickelten Industrienationen an – in der »Gesellschaft des Spektakels«.

Im Spektakel, so Guy Debord (wesentlicher Protagonist der SI), habe das Kapital einen solchen Akkumulationsgrad erreicht, dass es »in eine Vorstellung entwichen«, zum Bild geworden sei: Wo es früher ums Haben gegangen sei, da gehe es nun vielmehr ums Scheinen, um den Konsum von Bildern zur Befriedigung entfremdeter »Pseudobedürfnisse«.

Der kompromisslose Stil der SI und ihr radikaler Bezug auf die allgemeine elende Unzufriedenheit in einer Gesellschaft des materiellen Überflusses bilden ein Faszinosum, das schließlich selbst spektakulär konsumierbar wurde, und z. B. Malcolm McLaren dazu diente, im Produkt »Punk« eine neue Form der Konsumierbarkeit der eigenen Unzufriedenheit zu entwerfen. An Kunsthochschulen stößt mensch sich heutzutage an der von der SI geforderten »Aufhebung der Kunst« und trauert der Anfangsphase der SI hinterher, als diese noch stärker an Dada, Surrealismus und Lettrismus orientiert war. Von linksliberaler Seite wurden die Schriften der SI oft verkürzt als reine Medien- und Konsumkritik rezipiert, so dass mitunter auch durch den einen oder anderen Feuilleton situationistische Zitate geisterten. Und *zitiert* werden, als hohle theoretische Autorität für irgendwelches pseudokritisches Gelalle angeführt zu werden, das war so ungefähr das Letzte, was die SI wollte – ihre Mitglieder hatten vielmehr den Anspruch, gegen das *spektakuläre Zitieren* revolutionärer Gedanken eine *Entwendung* bzw. *Aneignung* derselben zu betreiben, um damit – im Sinne einer Erkenntnis, die keine theoretische Erkenntnis bleiben kann – praktisch auf eine revolutionäre Situation hinzuarbeiten, die jede Umkehr unmöglich machen und eine Aufhebung des bestehenden Elends leisten würde.

Diesen Anspruch stellen auch die Autor_innen des Buches »Situationistische Revolutionstheorie. Eine Aneignung« an sich und ihr Produkt, dessen zweiter Band vor wenigen Wochen in der theorie.org-Reihe des Stuttgarter Schmetterlingverlags erschienen ist; und mit dem Anspruch der Aneignung schießen sie weit über die Einführungen hinaus, die dort normalerweise erscheinen. Zum einen in Bezug auf den Umfang – in Vol. I wird die situationistischen Revolutionstheorie erläutert, Vol. II ergänzt die kritischen Anmerkungen, die in Vol. I keinen Platz mehr fanden – als auch mit der Einladung zur Diskussion bzw. zum eigenen Weiterschreiben des Buches auf der bald online gehenden Homepage www.lareprise.org.

Der Duktus der beiden Bücher ist, soviel sei vorweg gesagt, weniger am zur Praxis drängenden Stil, der für SI charakteristisch war, orientiert; vielmehr zielt er auf ein kritisch würdigendes Durch-Arbeiten gemachter revolutionärer Erfahrungen. Wer sich diese »Arbeit am Begriff« ersparen will und hofft, eine poplinke light-version situationistischer Theorie ohne Marx und Hegel serviert zu bekommen wird genauso enttäuscht werden wie jene, die schmissige Revoltenromantik erwarten und der Frage aus dem Weg gehen wollen, inwieweit situationistische Kategorien vor dem Hintergrund der Shoah noch Gültigkeit beanspruchen können.

Doch begriffliche Arbeit hat hier nichts mit entfremdeter Maloche zu tun. Den Autor_innen gelingt es, mit einer prägnanten (eigenen) Interpretation der Marxschen Wertformanalyse und Fetischkritik auch für Leute ohne Lesekurskarriere eine theoretische Basis zu schaffen, auf der dann in die situationistischen Grundbegriffe eingeführt wird: Spektakel, Rekuperation, Detournement, Psychogeographie ... Neben den expliziten Bezügen der SI zu Hegel, Marx und Lukács wird dabei auch auf eher »unterirdische« Verbindungen eingegangen, etwa zu Walter Benjamin. Auch Freud nimmt für die Autor_innen eine zentrale Rolle ein: die Methode der SI wird hier als eine Art »revolutionärer Psychoanalyse« gefasst, mit der »dem gesellschaftlichen und historischen Verdrängungswiderstand durch ›Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten‹« entgegengewirkt werden soll.

Die Theorie-Praxis, die dieses Buch darstellt, orientiert sich dabei nicht zuletzt an einer leider nie stattgefundenen Auseinandersetzung zwischen Kritischer Theorie und SI: auch wenn Debords Spektakeltheorie in vieler Hinsicht an Adornos Theorie der Kulturindustrie erinnert, so klafft bei ihm doch an entscheidender Stelle eine Lücke – er hielt es, wie alle anderen Protagonist_innen der SI, nie für notwendig, sich eingehender mit dem Phänomen des Antisemitismus auseinanderzusetzen; der NS war für die SI nur eines unter vielen faschistischen Regimes, ein Beispiel für die »teuerste Art, den Kapitalismus aufrechtzuerhalten«. Für Adorno, für den die Shoa indes der Ausgangspunkt jeglicher Reflexion über Theorie und Praxis sein musste, bedeutete die Forderung einer Einheit von Theorie und Praxis nach dem Zivilisationsbruch die Unterordnung der ersteren unter die letztere, die Instrumentalisierung von Theorie für eine fetischisierte, bewusstlose Praxis.

Das Autor_innenkollektiv geht dem theoretischen Scheitern der SI, ebenso wie dem praktischen Scheitern der proletarischen Emanzipation und ihrem Zusammenhang mit der Shoah nach. Anstatt sich jedoch vorbehaltlos auf die Seite eines spektakulären »Adornismus« zu schlagen und den Anspruch auf revolutionäre Praxis schlichtweg aufzugeben, zielt dieses Buch mit der SI selbst über die SI hinaus. Jene hatte vertreten, dass mehr Rationalität in die Welt zu bringen die Voraussetzung sei, um ihr die Leidenschaft zu bringen. Damit agitierte sie schon im Ansatz selbst sowohl gegen die neigungslinke Fetischisierung des Proletariats als auch die theorielinke objektiv distanzierte Welterklärung.

Die vorliegende Aneignung produziert dabei eine spezifische, aktualisierte Sichtweise, indem sie die wertkritischen Teile in der situationistischen Theorie zum Angelpunkt nimmt. Für die Autor_innen liegt hier der geschichtlich am weitesten entwickelte Ansatz vor, den Marxschen Fetischbegriff (in der zur Spektakelkritik weiterentwickelten Form) auf die Bemühungen zur Überwindung der bestehenden Totalität selbst zu beziehen. Die »Theorie der Praxis«, wie sie die SI konzipierte, ist darauf verwiesen, als radikale Forschungspraxis Bedingungen und Möglichkeiten auszuloten, die über das Bestehende hinaus führen. Diese Forschungspraxis ist strategisch aus der Reflexion über die derzeitigen Zustände heraus darauf gerichtet, das fetischisierte Bewusstsein anzugreifen. Dieses ist im modernen Kapitalismus als Spektakel wesentlich dadurch charakterisiert, dass es eine (waren-)konsumierende Passivität erzwingt und alle Begierden, die nicht darin aufgehen und darüber hinausführen könnten, notwendig verdrängt. Dabei wird das Spektakel als total in dem Sinne verstanden, dass es zunächst alles durchdringt, also auch die widerständischen Regungen und Kritiken. Es bedarf also ständiger Anstrengung (und nicht einfach subkultureller dionysischer Verausgabung wie viele die SI gern verstehen wollen) der revolutionären Kritik, sich der (Wieder-)Vereinnahmung (recuperation) durch das Spektakel zu erwehren. Hier dürfte auch der wesentliche Einsatz der Autor_innen liegen, der sich für die derzeitigen linken/revolutionären Bemühungen ergibt: Es kann nicht nur darum gehen, als »kritische Kritik« fetischisiertes Bewusstsein in der Bevölkerung auszumachen und sich selbst davon als frei abzugrenzen oder andererseits in pseudorevolutionärer Tat dessen Wirkung zu banalisieren.

Diesem Anliegen dient besonders die Sprache der

Aneignung, die sicherlich nicht den mitreißenden polemisch-poetischen Stil der SI trifft, die aber wohl in Zeiten, in der linke marginalisierte Ansätze entweder in bewusstlos grenzenlosen Reformismus oder in wortreiche Pseudoradikalität verfallen, die einzig angemessene Form ist. Damit wird in die aktuellen Grabenkämpfe der Linken indirekt interveniert bzw. die Intervention besteht darin, dass sie die Vereinnahmung der SI für ein bestimmtes linkes Racket verhindert, deren Ansatz aber als Bezugspunkt für eine theoriegeleitete Praxis wieder neu ins Spiel bringt. Vor diesem Bezugspunkt werden viele der derzeitigen »innerlinken« identitären Auseinandersetzungen zu Marginalien.

Nico Hausmeister/HS

Biene Baumeister, Zwi, Negator: Situationistische Revolutionstheorie. Eine Aneignung. Vol. I: Enchridion und Vol. II: Kleines Organon Stuttgart, Schmetterling Verlag, 2005

b_books

buchladen · verlag · montagspraxis · videos
www.bbooks.de/verlag · verlag@bbooks.de
lübbener str. 14 · 10997 berlin
tel 030-611 78 44 · fax -618 58 10

»Der sexuelle Aufstand muss darauf abzielen, sexuelle Möglichkeiten zu eröffnen – ungeachtet der Namen, die Leute für ihr Begehren gewählt haben.«

Outside
Die Politik queerer Räume.
Matthias Haase, Marc Siegel, Michaela Wünsch (Hg.)
2005 · 320 S. · 14,80 € · ISBN 3-933557-25-9

»Zur kritischen Reflexion künstlerischer Produktionsweisen und visueller Kultur«
: Reihe **polypen** bei b_books :

»Fuck Wiederholung!«

Wenn sonst nichts klappt
Wiederholung wiederholen. In Kunst, Popkultur, Film, Musik, Alltag, Theorie und Praxis
Sabeth Buchmann u.a. (Hg.) · Reihe polypen
2005 · 344 S. + CD · 18 € · ISBN 3-933557-63-1

»Die Frage nach den Möglichkeiten des ›politischen Bildes‹ … die Frage nach seiner Produktion, nach dem Verhältnis von Text und Bild, nach der Methodologie der Recherche und der ›künstlerischen Umsetzung‹.«

SIEV-X
Zu einem Fall von verschärfter Flüchtlingspolitik.
Ein Bildzyklus. Gespräche und Texte
Dierk Schmidt · Reihe polypen
2005 · dt./engl. · 114 S. · 17 € · ISBN 3-933557-50-X

»Bausteine einer Urbanitätsgeschichte der unmittelbaren Gegenwart« (Berliner Zeitung)
: Reihe **metroZones** bei b_books :

»Ersatzökonomien …: als paralleler Kreislauf zu kapitalistischen Wirtschaftsformen und im Sinne einer Vision, diese zu ersetzen.«

City of COOP
Ersatzökonomien und städtische Bewegungen in Rio de Janeiro und Buenos Aires
Stephan Lanz (Hg.) · metroZones 5
2004 · 296 S. · 14 € · ISBN 3-933557-54-2

»jene … Praktiken und Prozesse, welche die als ›Ersatzstadt‹ in Selbsthilfe gebauten Gecekondus schließlich zur eigentlichen Metropole machten«

Self Service City: Istanbul
Orhan Esen, Stephan Lanz (Hg.) · metroZones 4
2005 · 424 S. · 16 € · ISBN 3-933557-52-6

Drei heterosexuelle Pärchen auf Klassenfahrt

Im folgenden Text handelt es sich um ein Experiment, in dem drei Paare in idealtypischer Weise auf ihre klassenspezifische Konstitution hin beobachtet werden. Dabei werden alle Klischeeregister gezogen, die zur Verfügung stehen. Die Begrifflichkeiten von Pierre Bourdieu geben den Rahmen dafür vor. Er hat versucht, den marxistischen Klassenbegriff um die gesellschaftliche Komplexität von verschiedenen sozialen Ungleichheiten zu erweitern. Verschiedene Klassenlagen reproduzieren in sich je variierende Vergeschlechtlichungen, deren Unterschiedlichkeiten zu betrachten sind. Im vollen Bewusstsein, dass hier gängige Klischees bedient werden und andere Lebensformen als heterosexuelle Zweierbeziehungen nicht repräsentiert sind, soll damit gezeigt werden, dass es nicht immer das gleiche heißen muss, als Frau oder Mann sozial konstruiert zu sein.

Ehepaar A. – sie arbeitet als Lagerarbeiterin und er als Lagerverwalter – wohnt in einer 2-Zimmer-Genossenschaftswohnung und hat zusammen ein Haushaltsnettoeinkommen von 2000 Euro, das als eine Form *ökonomischen Kapitals* zu verstehen ist. Sie hat einen Volksschulabschluss gemacht, jedoch aufgrund der Geburt des Sohnes ihre Ausbildung abgebrochen und nie mehr fortgesetzt bzw. beendet. Er hingegen hat nach bestandener mittlerer Reife einen Abschluss, *staatlich institutionalisiertes legitimes Kulturkapital* in Form von *Titeln*, zum Groß- und Außenhandelskaufmann gemacht. Sie fahren an jedem Wochentagmorgen gemeinsam mit ihrem kleinen Fiat zur Arbeit, er setzt sie an ihrer Arbeitstelle ab, sammelt sie nach Feierabend wieder ein, um anschließend gemeinsam einkaufen zu gehen. Da er überwiegend am Lenkrad sitzt, kommt es immer wieder zu großen Spannungen und heftigem Streit, weil sie seit ihrem zwanzigsten Lebensjahr einen Führerschein hat, aber im Alltag selten das Auto fahren darf. Im Einkaufswagen landen einfache Produkte wie Nudeln, Kartoffeln, Hackfleisch, Schnitzel, Blumenkohl u. ä. Charakteristisch für diese Lebensführung ist der *illegitime Notwendigkeitsgeschmack*, der vor allem – auch aus ökonomischer Not – zur alltäglich notwendigen Reproduktion der Arbeitskraft beiträgt. Zu Hause angekommen, macht sie sich

meistens direkt auf den Weg in die Küche und bereitet überwiegend alleine das Abendessen für die dreiköpfige Familie vor. Sie ist die Köchin, denn das ist nicht so sein Ding, sagt er. Jedoch unterstützt er sie je nach Fähigkeiten durch Zuarbeiten wie Gemüse waschen und schneiden etc. Das geschlechtsspezifische Kochen ist Ausdruck der *traditionellen Arbeitsteilung* und zeigt sich noch in anderen Bereichen der alltäglichen Reproduktionsarbeit im Haushalt. Die Arbeitsteilung ist allerdings als *komplementär* anzusehen, da sie sich wechselseitig nach Kompetenzen ergänzen und keine geschlechtshierarchischen Bewertungen zu existieren scheinen. Reproduktionsarbeit wird von beiden als Arbeit angesehen, die verteilt werden muss; dies geschieht jedoch zumeist in traditioneller Art und Weise. Das Kochen und Essen hat den Charakter einer alltäglichen, liebevollen Sorge für die Nächsten, es wird fast nie als öffentliche Angelegenheit praktiziert, bei der Freund_innen, Bekannten und Verwandten etwas demonstriert wird.

Im Laufe des Abends landen sie häufig mit der ein oder anderen Flasche Bier und Tüte Chips oder Schokolade vor dem Fernseher und ziehen sich irgendeine Show wie Big Brother, die Sportschau oder einen Spielfilm rein, um am nächsten Tag in der Firma mitreden zu können. Beispielsweise ist seine Kenntnis, wer am Samstag um 17.13 Uhr das Siegtor der Spitzenbegegnung der Fußball-Bundesliga geschossen hat, notwendig für seine dauerhafte Anerkennung innerhalb des Kollegiums. Wenn er nicht mitreden kann, stellt er sich früher oder später ins Abseits.

Zur Reproduktion ihres *sozialen Netzes* treffen sie sich außerdem mit Freund_innen und Bekannten zum gelegentlichen gemeinsamen Kartenspielen am Wochenende, gehen zusammen auf Straßenfeste oder grillen sonntags gemeinsam. Ihre Zukunftsvorstellungen orientieren sich an der Aufrechterhaltung des Status quo und sind von Ängsten des Arbeitsplatzverlustes geprägt.

Paar B. lebt nach gescheiterter erster Ehe zusammen mit zwei erwachsenen Söhnen, die sie aus der ersten Ehe mit in die neue Beziehung gebracht hat. Heute ist sie, die einen Volksschulabschluss hat und gelernte Hauswirtschaftsgehilfin ist, Leiterin der Poststelle in einer großen Unternehmensberatung. Nach dem Abitur hat er ein geisteswissenschaftliches Studium begonnen, das er nicht beendet hat, und übt in dem gleichen Betrieb den *Beruf* des Programmierers aus. Ihr gemeinsames Einkommen bzw. ökonomisches Kapital (4500 Euro) ist so hoch, dass sie in einer großen 4-Zimmer-Wohnung leben können. Da sie beim gleichen Arbeitgeber sind, fahren sie nach dem gemeinsamen Frühstück mit ihrem VW Golf zur Arbeit hin und nach Feierabend zurück. Wenn sie von der Arbeit kommen, entscheiden sie nach Lust und Laune, ob sie zusammen noch etwas zu Essen kochen oder ob sie lieber Essen gehen. Das gemeinsame Kochen und Essen dient nicht einfach der profanen Ernährung, sondern auch als Medium des wechselseitigen Austausches und Sich-Verstehens. In Gesprächen und Diskussionen tauschen sie sich über persönliche Empfindungen bis hinzu Politik aus. Die zusammen hergestellten und verzehrten Mahlzeiten sind eine schöne Gelegenheit zum Sich-ineinander-Versenken in ihre Zweisamkeit.

Die anstehende Reproduktionsarbeit in ihrem Haushalt wie Wäsche waschen, Wohnung putzen, kochen usw. bewältigen sie mit ihrem *egalitären Konzept von Hausarbeitsteilung*, d.h. dass es keine inhaltliche Arbeitsteilung gibt. Mal kocht, putzt etc. der / die eine, mal der / die andere und die jeweils andere Person ist nicht beteiligt oder arbeitet der anderen zu. Sie bewerten die Aufgaben und Arbeiten im Haushalt nicht nach geschlechtsspezifischen Kriterien. Dennoch ist es häufiger sie, die putzt oder aufräumt, weil es ihr einfach zu dreckig oder unordentlich ist. Somit ist die ungleiche Verteilung von der Reproduktionsarbeit, die trotz rhetorischer Gleichheit vorherrscht, nicht mehr auf einer geschlechterpolitischen Ebene, sondern auf einer persönlichen, geschmacklichen thematisierbar.

Ihr *kleinbürgerlicher prätentiöser* Geschmack bevorzugt die mediterrane Küche wie Pasta, abwechslungsreiche Salate und ihr beider Lieblingsessen ist Fisch. Zu ihren Speisen konsumieren sie meistens südeuropäische Weiß- und Rotweine wie Rioja aus dem Weinladen um die Ecke. Sein größtes Hobby ist Lesen, vor allem Schriften der antiken Philosophen. Sie hört lieber Musik. Ihre Lieblingsoperette legt sie jeden Sonntagnachmittag auf. Die Abende verbringen sie häufiger auch außerhalb der Wohnung. Sehr gerne gehen sie ins Kino oder auch schon mal ins Theater und *inkorporieren* in diesen Institutionen Kulturkapital, deren Inhalte sie in einer freundschaftlichen Runde bei einem gemeinsamen Abend z.B. in einem Weinlokal im Frankfurter Nordend *präsentieren*, aus-spielen können. Derartige Rituale ständig notwendiger Beziehungsarbeit mit Freund_innen und Bekannten an bestimmten Orten reproduzieren nicht nur diese Gruppe, sondern tragen auch zur Sicherung des gesellschaftlichen Status der beteiligten Individuen bei. Sie werden an diesen Orten mehr oder weniger von anderen Menschen wahrgenommen und (wieder-)erkannt, die ihnen ihre Anerkennung der *Zugehörigkeit* (in-)direkt zukommen lassen wie z.B. durch bestimmte Formen der gegenseitigen Begrüßungen.

Aufgrund der Illusion, eine sichere Arbeitsstelle inne zu haben und des Beziehungsmodells der lebenslangen Zweisamkeit, sparen sie für ein kleines Haus am Mittelmeer, um dort ihren Ruhestand zu verbringen.

Das Paar C. ist ein Manager_innenpaar, das zusammen ein Einkommen von 11000 Euro hat und in einem eigenen großen Haus in einem noblen Stadtviertel wohnt. In der geräumigen Garage steht neben einem Mercedes noch ein Audi A6. Nicht nur, dass das Haus und die Autos Ausdruck von viel ökonomischem Kapital sind, *symbolisieren* sie noch zusätzlich den gesellschaftlichen Status und die *Anerkennung* ihrer Besitzer_innen. Sie ist Verwaltungschefin einer privaten Bildungseinrichtung und er ist Geschäftsführer einer mittelständischen Elektronikfirma. Beide haben nach dem Abitur ein Hochschulstudium abgeschlossen. Dementsprechend weisen sie viel *kulturelles Kapital* auf. Beim beruflichen Werdegang zeigt sich eine *Geschlechterdifferenz der Chancenstruktur*, ihr kulturelles in ökonomisches Kapital auf dem (Arbeits-)Markt zu

transformieren. Der Manager konnte in drei Karriereschritten zu seinem momentanen Posten gelangen, wobei neben dem Kulturkapital vor allem *soziales Kapital* entscheidend war. In seiner Berufsbiographie hatte er in entscheidenden Momenten Förderer_innen und Wegbereiter_innen an seiner Seite, die wie ein Katalysator für seine Karriere unterstützend wirkten. Hingegen hat sich die Managerin ihre Spitzenposition hauptsächlich aus eigener Kraft auf Basis ihrer akademischen Ausbildung und über relativ häufige Stellenwechsel erreicht, da sie im Vergleich zu ihrem Mann über weniger Sozialkapital verfügt und seltener gefördert wurde.

Das Paar hat eine Tochter, die wochentags von der osteuropäischen Haushälterin, die sich auch um das Waschen, Putzen, Bügeln kümmert, versorgt wird. Allerdings übernimmt sie nicht das abendliche Kochen, da die Jobs des Paares lange Arbeitszeiten mit sich bringen und sie meistens auswärts essen. Für das Paar gehört das Essen Gehen zum Alltag. Aufgrund ihres *Sinns für Luxus* und ihres *legitimen Luxusgeschmacks* gehen sie in piekfeine Restaurants der klassischen deutschen, italienischen und französischen Küche oder auch mal in eine extravagante Salatbar. Sehr wichtig ist für beide das Ambiente.

Es zeigt sich, dass das Manager_innenpaar beim Essen der *Form* anstelle der *Substanz* eine große Bedeutung gibt. Neben dem notwendigen ökonomischen Kapital hat sich das Manager_innenpaar im Laufe ihres Lebens gewisse kulturelle Fähigkeiten und Fertigkeiten angeeignet, so dass sie in diesen Restaurants verkehren können. Diese Fähigkeiten differieren entscheidend von denen der beiden anderen Paare. Es macht einen *feinen Unterschied*, wie sie essen. Das Manager_innenpaar beherrscht bestimmte Formen des Essens, das *wie* ist entscheidend, wenn sie mit Freund_innenen oder Geschäftspartner_innen in ein Sterne-Restaurant gehen, um Hummer zu verzehren oder Muscheln zu schlürfen.

Sie lieben es, am Wochenende ein langes und ausgiebiges Frühstück mit vielen ausgefallenen Zutaten zu zelebrieren. Wenn sie für sich kochen, macht das die Frau. Sie ist für das Wochenendalltägliche, Monotone und privat Produzierte zuständig. Gekocht wird von ihr Gesundes, Frisches und Ausgewogenes. Er kocht für die öffentlichen Anlässe, wenn Freund_innen oder Geschäftspartner_innen zu Besuch sind. Seine Zuständigkeit liegt im Bereich des Außeralltäglichen, des Spektakulären und der Öffentlichkeit. Im Gegensatz zu ihr zaubert er exquisite Menüs für 8 bis 12 Personen. Er hat für sich das Kochen zu einem *Feld der männlichen Ehre* konstituiert, auf dem er sich und den Gästen beweisen kann, dass er mit komplexen Schwierigkeiten fertig wird. Dafür erntet er Anerkennung und öffentliches Lob. Für das alltägliche Kochen im Oikos gibt es allerdings kein Lob zu gewinnen, so dass er dies in der Regel nicht ausführt. So hat es für ihn auch die Funktion eines *Mediums der (Selbst-)Repräsentation* und stellt des Weiteren einen Sozialakt zur Aufrechterhaltung ihres sozialen Netzes dar. Im Kochen zeigt sich eine *hierarchische Arbeitsteilung* mit geschlechtsspezifischen Bewertungen. Nur durch die Möglichkeit, eine Haushaltshilfe bezahlen zu können, kauft sich die Managerin frei von der traditionellen Arbeitsteilung im Reproduktionsprozess.

Nicht nur durch diesen gesellschaftlichen Akt der Beziehungsarbeit reproduziert und *multipliziert* das Paar ihre Kapitalien bzw. Ressourcen, sondern sie sind noch Mitglied in einem Tennis- und Golfverein im Taunus, in denen sie regelmäßig aktiv sind. Ihre gesellschaftlichen Rituale sind als *offensive Distinktionsfunktion* in Gestalt der Demonstration des Anspruchs und Zugehörigkeit zu einer exklusiven Klasse von Kennern und Könnern zu verstehen.

Bei den Paaren zeigt sich in Bezug auf die alltägliche Reproduktion, dass es gravierende Unterschiede innerhalb der Klassen und Geschlechter gibt. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nimmt zwar in der heutigen Gesellschaft unterschiedliche Ausprägungen an, allerdings basiert sie immer noch überwiegend auf der traditionellen Arbeitsteilung. Wenn sich der Mann an der Reproduktionsarbeit beteiligt – wie etwa beim Arbeiter_innenpaar – gibt es meistens entweder eine geschlechtsspezifische Bewertung und Ausführung der verschiedenen Aufgaben oder es existieren eklatante Differenzen der investierten Arbeitszeit, die bei der Frau erheblich höher ist. Anschließend daran gibt es vor allem für die Frau klassenspezifische Differenzen bei der alltäglichen Bewältigung der notwendigen Reproduktionsarbeit. Die Arbeiterin ist – geringfügig unterstützt durch ihren Mann – für alle notwendigen Aufgaben der Reproduktion zuständig. Nach Beendigung des außerhäuslichen Arbeitstages muss sie noch in ihrer »Freizeit« Wäsche waschen, Putzen, Essen kochen usw., da dem Arbeiter_innenpaar – und das gilt häufig auch für kleinbürgerliche Beziehungen – nicht das ökonomische Kapital zur Verfügung steht, diese Aufgaben an eine dritte Arbeitskraft wie eine Haushälter_in etc. zu delegieren. Für die Managerin unterscheidet sich die Welt der alltäglichen Reproduktion fundamental von den beiden anderen Paaren. Auf der einen Seiten herrscht bei diesem Paar zwar eine geschlechtspezifisch-hierarchische Arbeitsteilung, da sie für das alltäglich-private und er für das außeralltäglich-öffentlichen Kochen zuständig ist, allerdings hat das Paar aufgrund ihres großen ökonomischen Kapitals für die meisten alltäglichen Reproduktionsarbeiten eine Haushälterin. Die Managerin hat im Gegensatz zu den beiden anderen Frauen und vor allem zur Arbeiterin kaum Reproduktionsarbeit zu leisten.

Nicht nur an der Form, wie sich die Paare die anfallenden Reproduktionsarbeit aufteilen, wird deutlich, dass Vergeschlechtlichung klassenspezifisch unterschiedlich wirkt und abläuft. Für eine erfolgreiche Managerin bedeutet es etwas anderes, weiblich zu sein (smart und doch durchsetzungsfähig, High Heels, aber doch fähig, zuzutreten) als für eine Arbeiterin in der Fabrik (arbeitsam und familienbewusst, Stahlkappenschuhe und trotzdem fügsam). Geschlechtspezifische Anrufungen und Erwartungen variieren je nach Klassenlage.

Bisher wurden die Paare überwiegend isoliert von einander betrachtet, welche Kapitalien wie Einkommen, Bildungsabschlüsse usw. sie aufweisen und welchen Lebensstil sie im Alltäglichen praktizieren. Es stellt sich anschließend die Frage was *wahrscheinlich* passieren würde, wie sie interagieren, wenn sie in einem *sozialen Raum* aufeinander treffen würden. Stellen wir uns vor, diese drei Paare befinden sich am Frankfurter Flughafen und aufgrund der Wetterverhältnisse sind die Flüge erstmal auf unbestimmte Zeit verschoben worden.

Die drei Paare sitzen wartend in der Abflughalle. Mit großer Wahrscheinlichkeit würden sie nicht mittels Kommunikation interagieren, um sich die Zeit zu vertreiben. Aufgrund ihres gesellschaftlich bedingten Habitus, der als ein System dauerhafter Dispositionen zu verstehen ist, in dem Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata zusammenwirken, und den daraus resultierenden distinktiven, symbolischen Lebensstilen wie z. B. Kleidung und körperlichen Verhaltensweisen wie der Körperhaltung oder Sprache entsteht eine Distanz, die wahrscheinlich dazu führt, dass sie nicht aufeinander zugehen. Wenn die Arbeiterin die Managerin ansprechen würde, bemerkten beide allein in der angewendeten Sprache eine gesellschaftliche Distanz. Das Vokabular und die Form der Aussprache

der agierenden Personen ist klassenspezifisch, also von ihrer sozialen Position und / oder von ihrer Familientradition einschließlich ihrer Kapitalien – zu verstehen als Ressourcen zwischenmenschlicher Interaktion – geprägt, so dass zwischen Ihnen ab dem ersten gewechselten Wort eine Disharmonie im Raum steht. Trotz der gleichen Vergeschlechtlichung können die klassenspezifischen Unterschiede eine solidarische Kommunikation verhindern. Es ist wahrscheinlich, dass sich alle Beteiligten unwohl fühlen würden, wie es wahrscheinlich jede schon mal erlebt hat, wenn mensch einen Raum betritt, der nicht seinem klassenspezifischen Umfeld entspricht. Mit dem ersten Schritt oder Wort bemerkt mensch sofort bei sich ein eigenartiges Unwohlsein und fühlt sich fehl am Platz. Dies ist laut Bourdieu auf den Habitus zurückzuführen, der als eine einverleibte, verkörperlichte Struktur, die die individuelle Geschichte speichert und in der Gegenwart wirkmächtig ist, zu verstehen. Die Akteure wissen intuitiv, wo ihr Platz im sozialen Raum sprich der Gesellschaft ist: sie haben einen »praktischen Sinn« für ihre Interaktion. Die Einzelnen wissen unausgesprochen, welche Verhaltens- und Existenzweisen für die jeweiligen Akteure angemessen bzw. ausgeschlossen sind. Der Habitus ist daher als ein »System von Grenzen« zu verstehen.

Wahrscheinlicher ist, dass die verschiedenen Akteure ihre Wartezeit »standesgemäß« verbringen. Wenn die jeweiligen Paare ihre Bedürfnisse wie Hunger und Durst befriedigen oder einfach nur die Zeit überbrücken wollen, werden sie es wahrscheinlich ihrem klassenspezifischen Lebensstil entsprechend ausführen. Das Arbeiter_innenpaar würde wahrscheinlich Hamburger und Cola in einem Schnellrestaurant konsumieren, während das Manager_innenpaar in das nächstgelegene Luxus-Hotel gehen und ein Mehr-Gänge-Menue speisen würde.

Aufgrund des unterschiedlichen klassenspezifischen Habitus ist es eher unwahrscheinlich, dass die Paare überhaupt interagieren. Zwar ist die Chance größer, dass sich näher stehende Akteure wie das Arbeiter_innenpaar mit anderen Arbeiter_innenpaaren zusammen schließen bzw. treffen, jedoch ist diese Annäherung der Nächsten nicht zwingend notwendig. Genauso wenig ist eine Annäherung der Fernsten niemals auszuschließen. Gesamtgesellschaftlich gesehen und das soll durch dieses Beispiel verdeutlich werden, reproduzieren sich soziale Klassen überwiegend innerhalb ihrer eigenen Klasse. Die Fortexistenz der Klassengesellschaft, wenn auch in pluralisierter Form, zeigt sich auch auf dem Heirats- und Beziehungsmarkt: Homogamie, das heißt eine sozial passende Partnerschaft, ist immer noch der Regelfall. Verallgemeinert heißt es, dass erst mittels (Klassen-)Habitus und dem darin vorhandenen Geschmack eine Verbindung zwischen (objektiver) Klassenlage und (symbolischer) Lebensführung entsteht, wodurch sich Klassen im Alltag realisieren, Herrschafts- und Machtverhältnisse entstehen und sich ständig reproduzieren.

Sowohl Bourdieu als auch Feministinnen nutzen den Begriff des Habitus, um die Konstituierung von Geschlechtlichkeiten in der sozialen Praxis zu analysieren. Das Konzept bietet die Möglichkeit, eine Vermittlung zwischen Individuum und Gesellschaft bzw. zwischen Struktur und Handlung zu denken. Für die feministische Diskussion eröffnet es neue Perspektiven, wenn es sich um die Frage des Körpers der Subjekte bzw. Akteur_innen handelt.

Festzuhalten ist mit Bourdieu, dass die Klassen- und Geschlechterherrschaft erst durch alltägliche Praxen realisiert werden. Er denkt die Herrschafts- und Machtverhältnisse zunächst aus der Klassenperspek-

tive, versteht das Geschlecht aber auch als omnipräsent. Eine Klasse oder Klassenfraktion erhält ihren Charakter erst durch das darin vorhandene Geschlechterverhältnis. In den verschiedenen Klassen sind unterschiedliche Geschlechterverhältnisse vorhanden, wie es bei den drei Paaren anhand des Koch-Beispiels und der jeweils spezifischen Arbeitsteilung zu erkennen ist.

Für die politische Praxis gibt es Anknüpfungspunkte auf den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen. Für die Konstitution des Habitus von Individuen, Gruppen und Klassen einschließlich der Geschlechter, sind die gesellschaftlichen Existenzbedingungen (materiell, kulturell und sozial) prägend und deren alltägliche Handlungen werden über ihn vermittelt und wirken auf die gesellschaftliche Struktur zurück. Für die Reproduktion der Herrschaftsverhältnisse ist ihre symbolische Gewalt ein weiterer Stabilitätsfaktor. Als Konsequenz heißt dies, dass es eine Verknüpfung unterschiedlicher Kämpfe geben muss. Es benötigt das Hereintragen von progressiv-emanzipatorischen Ideen und Praktiken in gesellschaftliche Auseinandersetzungen um materielle Ressourcen (z. B. Arbeitskämpfe um die Verteilung von ökon. Kapital), um kulturelle Ressourcen (z. B. Kämpfe um den Zugang zu Bildungsinstitutionen) und in Verbindung damit eine Kritik an herrschenden Klassifikationen auf der symbolischen wie z. B. auf der sprachlichen Ebene. Bourdieu lenkt mit seinem Konzept den Blick auf die alltäglichen Kämpfe und Praxen, in denen bestehenden Herrschaftsverhältnisse immer wieder reproduziert werden.

Benny Fuchs

.txt

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard: Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt: Sonderband; 2, Göttingen

Bourdieu, Pierre (1985): Sozialer Raum und Klassen. Leçon sur la leçon, Frankfurt

Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg

Bourdieu, Pierre (1997a):Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margarete Steinrücke. In Dölling, Irene / Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S.218-230, Frankfurt

Bourdieu, Pierre (1997b): Die männlich Herrschaft. In Dölling, Irene / Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, S.153-217, Frankfurt

Frerichs, Petra / Steinrücke Margareta (1997): Klasse, Geschlecht, Kultur. Köln

Krais, Beate (2002) : Habitus, Bielefeld

Dokumenten - dienstleistung

Kopier Werk
FRANKFURT

Alles andere sind nur Kopien!

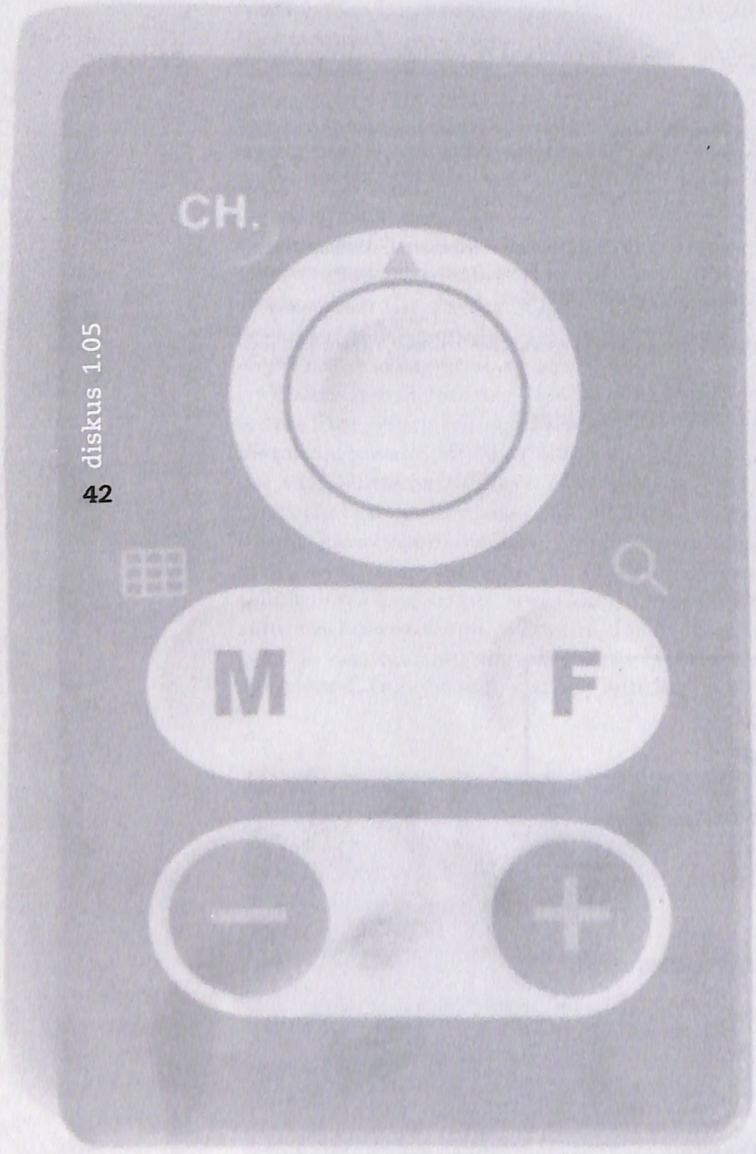
Auftragskopien
Ausdrucke
Digitalkopien
Farblaserkopien
Overheadfolien
Farbfolien

Leimbindung
Spiralbindung
Wire-O-Bindung
Bucheinband
Bindematerial
Mousepads

Wir vervielfältigen und binden auch Eure Diplomarbeiten und Dissertationen in überzeugender Qualität zu fairen Preisen. Holt Euch ein Angebot ein.

Kopierwerk GmbH
Adalbertstraße 21a - 23
60486 Frankfurt am Main

Fon: 069 / 707 607 44
Fax: 069 / 707 607 45



Regulation, Klasse, Geschlecht.

Lars Kohlmorgen hat ein ambitioniertes Werk vorgelegt. Ziel seiner Arbeit ist nicht weniger als die »Entwicklung eines integralen regulationstheoretischen Ansatzes zur Untersuchung kapitalistischer Gesellschaften unter der kategorialen Berücksichtigung des Klassen- und Geschlechterverhältnisses.« (12) Er konstatiert zurecht, dass in fast allen vorliegenden regulationstheoretischen Arbeiten die Reproduktion der Arbeitskraft und Formen der Hausarbeit zwar erwähnt und für relevant erachtet werden, diese jedoch nicht systematisch in die Theorieansätze integriert werden. Ohne den »Anspruch zu formulieren, die Regulationstheorie solle alle Facetten des Geschlechterverhältnisses erklären, können im Rahmen des Regulationsansatzes Erklärungsansätze präsentiert werden, die beschreiben, wie einerseits in einer historisch konkreten Phase, im modernen Kapitalismus, das Geschlechterverhältnis konstituiert wird und wie andererseits die patriarchale Geschlechterordnung zum gesamtgesellschaftlichen Reproduktionsprozess und zur Bestandsfähigkeit, aber auch zur Krise der kapitalistischen Gesellschaftsformation beiträgt und weiter, wie sie die Abfolge der historischen Formation beeinflusst.« (ebd.)

Zuvor legt der Autor in verständlicher Weise die Grundlagen der aus Frankreich kommenden Regulationstheorie dar, die auch Anfängerinnen in diesem Bereich einen guten Einstieg in die Debatte ermöglicht. Ausgehend von der zentralen regulationstheoretischen Fragestellung, wie und weshalb der Kapitalismus trotz seiner immanenten Widersprüche, Konflikte und Krisen bestandsfähig ist und welche gesellschaftlichen Kräfte durch diese Prozesse hindurch eine Gesellschaftsformation transformieren, bezieht sich Kohlmorgen auf die von Robert Boyer und Alain Lipietz entwickelten fünf institutionellen Formen, die zur Regulation – die, um es hier nur kurz anzumerken,

nicht missverstanden werden darf als bewusste Regulierung – kapitalistischer Gesellschaften beitragen:

1. Das Lohnverhältnis
2. Das Waren- und Geldverhältnis
3. Das Konkurrenzverhältnis
4. Die Form der Artikulation des Raumes
5. Formen der Staatlichkeit

Ganz grundlegend verweist Kohlmorgen in einem weiteren Schritt ausgehend von Marx und unter Bezugnahme auf Jürgen Ritsert, Erik Olin Wright u.a. darauf, dass der zentrale Aspekt des Austauschverhältnisses im Kapitalismus »die *Aneignung der Mehrarbeit zur Schaffung eines Mehrwerts* durch die Kapitalistinnen (ist). Somit ist der Verkauf der Arbeitskraft zwischen Arbeiterinnen und Eigentümerinnen der Produktionsmittel ... als *Ausbeutungsverhältnis* zu betrachten. In diesem Ausbeutungsverhältnis liegt ein Antagonismus zwischen Klassen begründet.« (29) Dieser grundlegende Sachverhalt, der auch heute noch ein zentrales Strukturprinzip bestehender Gesellschaften sei, lasse es gerechtfertigt erscheinen, weiter an dem Begriff der Klasse festzuhalten. (10) Gleichwohl müssen, so Kohlmorgen, Erweiterungen vorgenommen werden. Zum einen hinsichtlich des Sachverhalts, dass in diesem antagonistischen Verhältnis »direkte Gewalt oftmals lediglich eine latente Rolle spielt«, und die Aufrechterhaltung der Gewaltlosigkeit »und der freiwilligen Unterwerfung der Lohnabhängigen unter das Ausbeutungsverhältnis ... einen permanenten Prozess der Integration in die bürgerliche Gesellschaft (erfordert), der sich politisch, sozial und kulturell, durch staatliche Aktivitäten, Werte, Normen und kulturelle Praxen äußert.« (31) Insofern ist mit Wright festzuhalten, dass zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten ein Interdependenzverhältnis besteht, was auch bedeutet, dass die Verwertung der Arbeitskraft »immer ein prekärer und problematischer Prozess ist, der eine Mischung aus Zugeständnissen und Repression / Sanktionierung zu seiner relativ stabilen Reproduktion erfordert.« (30) Insofern können, so der Autor unter Rückgriff auf Nicos Poulantzas und Alex Demirovic, »(n)icht nur die offenen Auseinandersetzungen, sondern auch die verfestigten Kompromisse ... als Klassenkampf bezeichnet werden – als geronnener, verfestigter Klassenkampf.« (31)

Weiterhin verweist die gängige These einer unendlichen Ausdifferenzierung von Lebensstilen und Klassenlagen, die somit auch die Gültigkeit des Fortbestands einer Klassengesellschaft bestreitet, auf ein objektives Problem: eine Differenzierung zwischen *Klassenstrukturierung* und *Klassenformierung* vornehmen zu müssen. Entgegen der Annahme, dass mit dieser Unterscheidung lediglich die von Marx geprägte Unterscheidung der ›Klasse an sich‹ und der ›Klasse für sich‹ neu aufgewärmt werden soll, argumentiert Kohlmorgen, dass die Annahme einer Klassenformierung »nicht zwangsläufig ein intentionaler, sich selbst bewusster Prozess ist, sondern dass vielmehr eine Klassenformierung *immer* korrespondierend mit der Klassenstruktur stattfindet, also unabhängig von dem Prozess der Entstehung einer Klasse für sich. Eine Klasse für sich kann, muss aber nicht ein Kennzeichen einer Klassenformierung sein.« (33)

Den theoretischen Teil zu Klassen abschließend legt der Autor im Anschluss u.a. an Max Koch und Ben Diettrich ein Modell sozialer Klassen der kapitalistischen Produktionsweise vor, das sich aus aktueller Perspektive dem Problem der klassentheoretischen Bestimmung der Mittelklassen stellt. Zentrales Bindeglied zwischen diesen klassentheoretischen Überlegungen zu denen hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses ist die zentrale regulationstheoretische Feststellung, dass der kapitalistische Akkumulationsprozess nicht in der Lage ist, die Arbeitskräfte aus sich selbst heraus zu reproduzieren. »*Der kapitalistische Akkumulationsprozess ist auf unbezahlte Reproduktionsarbeit angewiesen*, auf die Trennung von bezahlter Lohnarbeit und unbezahlter Reproduktionsarbeit.« (38) Gleichzeitig, so Kohlmorgen im Anschluss an Gisela Dörr weiter, »wurde Haus- und Familienarbeit aber in der spezifischen kapitalistischen Form erst durch den Kapitalismus hervorgebracht, so dass sie zugleich ›Resultat und Bedingung der kapitalistischen Produktionsweise‹ ist.« (39) Kohlmorgen schlägt im weiteren vor, das regulationstheoretische Konzept eines Akkumulationsregimes nicht nur als Artikulation und Verknüpfung der dominierenden kapitalistischen Produktionsweise mit verschiedenen nicht-kapitalistischen Produktionsweisen zu fassen, sondern eben auch als Verknüpfung mit der Reproduktionsweise. Hierdurch ließen sich dann Produktion und Reproduktion als zentrale Elemente eines somit weiter gefassten Akkumulationsregimes definieren.

Allerdings, so der Autor weiter, sind Produktion und Reproduktion keine ›gleich gewichteten‹ Elemente der Akkumulation, »da die kapitalistische Produktionsweise die Gesellschaftsformation dominiert, so dass die Reproduktion ihr untergeordnet ist und die Reproduktionsarbeit den Bedingungen der kapitalistischen Produktion unterworfen bleibt.« (40) Die strukturelle Abhängigkeit des Kapitalismus von unbezahlter Arbeit zur Reproduktion der Ware Arbeitskraft, wie sie sich in der Trennung von Heim und Arbeitsplatz ausdrückt, verweist darauf, »dass das patriarchale Geschlechterverhältnis mit der kapitalistischen Struktur eine Verbindung einging.« (ebd.) Daraus folgt aber nicht, dass aus dem Akkumulationsprozess *an sich* die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung abgeleitet werden kann. Das geschlechtsneutrale Akkumulationsregime wird durch den Prozess der Regulation vergeschlechtlicht.« (45) Als Ergebnis seiner theoretischen Überlegungen schlägt Kohlmorgen vor, »die *Haushaltsform als eigenständige institutionelle Form* zu definieren und den in Anlehnung an Boyer festgelegten fünf institutionellen Formen hinzuzufügen.« (59) Denn ohne die Familien- und Haushaltsform, in der in der Regel der Zusammenhang der Geschlechter und der Geschlechterideologie hergestellt wird, wäre das kapitalistische Lohnverhältnis gar nicht möglich.

Nach einer Diskussion des Artikulationsverhältnisses zwischen den genannten institutionellen Formen wendet Kohlmorgen sich – vermittelt über Bourdieus Habituskonzept und Gramscis Überlegungen zu Hegemonie – dem vielfach beklagten handlungstheoretischen Defizit der Regulationstheorie zu. Der daran anschließende sehr umfangreiche Teil zum historisch-

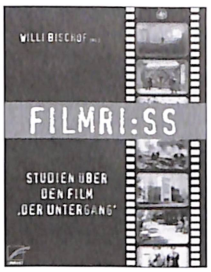
empirischen Wandel der Klassenstruktur vom Fordismus hin zum Postfordismus nimmt den größten Teil der Arbeit ein. Prägnant lassen sich die Differenzen hinsichtlich der Regulation des Klassen- und Geschlechterverhältnisses zwischen Fordismus und Postfordismus in zwei Thesen zusammenfassen: Im Fordismus, so Kohlmorgen, »ging, wie Antonio Gramscis einprägsame Formulierung besagt, die Hegemonie von den Fabriken aus. Da zugleich die Haushaltsform der Kleinfamilie eine entscheidende Grundlage der fordistischen Vergesellschaftungsform und Geschlechterordnung war, kann ergänzt werden: Im Fordismus geht die Hegemonie sowohl von der Fabrik als auch von der Familie aus.« (120)

Die deutsche Gesellschaftsformation im Postfordismus hingegen »kann mit ihrer modifiziert weiter bestehenden geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, ihren leicht veränderten geschlechtlichen Hierarchien, der diese Differenzen und Ungleichheiten in neuer Form festschreibenden Regulation sowie den offenen und latenten Geschlechtsrollenmustern als modernisiert-patriarchale Geschlechterordnung mit weniger konservativen Elementen als im Fordismus beschrieben werden.« (294)

John Kannankulam

.txt
Lars Kohlmorgen (2004): Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster: Westfälisches Dampfboot. 358 Seiten. 29,80 Euro.

Willi Bischof (Hg.)
Filmri : ss
Studien über den Film „Der Untergang"



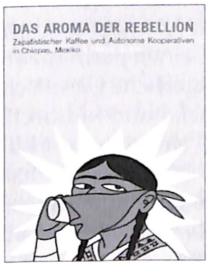
ISBN 3-89771-435-3
148 S., 14 EUR [D]

DemoPunK u. Kritik & Praxis Berlin (Hg.)
indeterminate! kommunismus
texte zur ökonomie, politik und kultur

ISBN 3-89771-434-5
352 S., 18 EUR [D]

Limbächer, Merten, Pfefferle (Hg.)
Das Mädchenkonzentrationslager Uckermark
Beiträge zur Geschichte und Gegenwart

erw. u. akt. Auflage,
ISBN 89771-204-0
328 S., 18 EUR [D]



Philipp Gerber
Das Aroma der Rebellion
Zapatistischer Kaffee, indigener Aufstand und autonome Kooperativen in Chiapas, Mexiko

ISBN 3-89771-023-4
196 S., 14 EUR [D]

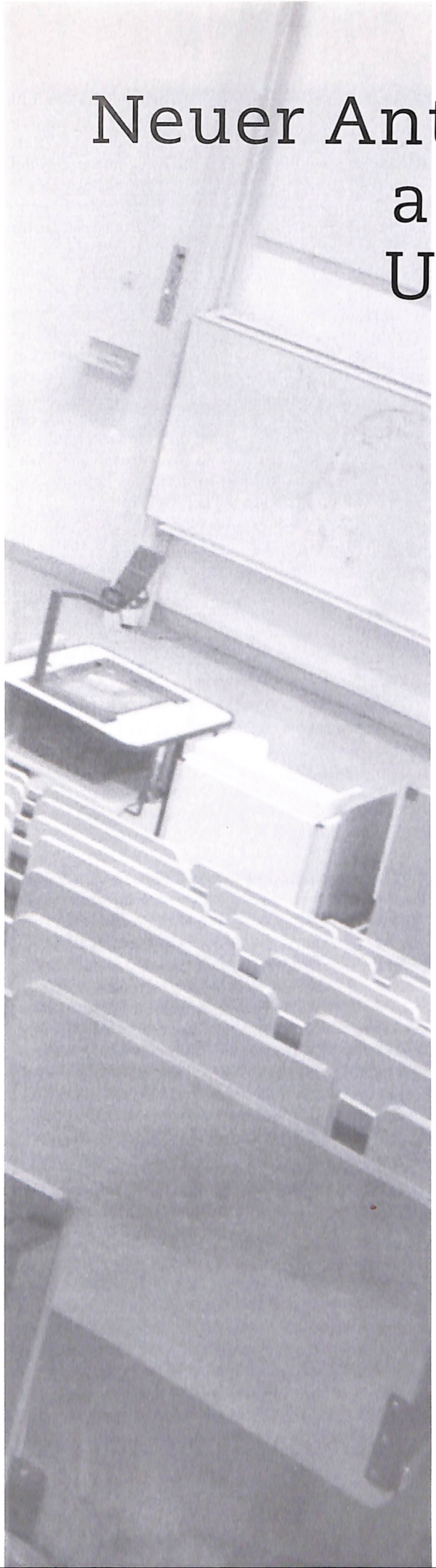
Rolf Surmann
Abgegoltene Schuld?
Über den Widerspruch zwischen entschädigungspolitischem Schlussstrich und interventionistischer Menschenrechtspolitik

ISBN 3-89771-816-2
189 S., 16 EUR [D] *rat*

Antifa. Frauennetzwerk u.a. (Hg.)
Braune Schwestern?
Rechte Frauen zwischen Propaganda und Identität

ISBN 3-89771-809-X
139 S., 14 EUR [D] *rat*

UNRAST Verlag
Postfach 8020 • 48043 Münster
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120
ONLINE BESTELLEN: www.unrast-verlag.de
UNRAST



Neuer Antisemitismus an deutschen Universitäten

An der Universität Hamburg sollten im Sommersemester 2005 ein Hauptseminar zu Krieg und Frieden in Palästina und eine Vorlesung »Der ›neue‹ Antisemitismus: Ein Weltproblem?« stattfinden, die im Vorlesungsverzeichnis mit folgenden Worten angekündigt wurde: »Der Dozent teilt allerdings die wesentlichen Befunde der aktuellen Antisemitismuskritik nicht und vertritt damit eine Minderheitenposition. Wenn es tatsächlich keinen relevanten A. im Westen mehr gibt, stellt sich die Frage, warum diese hektische Anti-Antisemitismusdebatte entfacht wurde.« In der Vorlesung wollte der Dozent Prof. Dr. Rolf Hanisch u. a. folgende Fragen beantworten: »Sind Juden selbst schuld am Antisemitismus?«, »Die Palästinapolitik der USA und die amerikanischen Juden«, »›Ungerechtfertigte Kritik‹ an Israel und Antisemitismus. ›Auge um Auge, Zahn um Zahn‹« und »Das Lebensrecht Israels? Welches Israels?« Wenn man so etwas im Vorlesungsverzeichnis liest, denkt man spätestens bei der Formulierung »Lebensrecht Israels?«, dass die institutionellen Gremien es übersehen haben müssen. Deswegen hat die universitätsunabhängige Hamburger Studienbibliothek zwei Wochen vor Semesterbeginn den Rektor Dr. Jürgen Lüthje aufgeklärt und aufgefordert, Hauptseminar und Vorlesung abzusagen. Doch nichts geschah. Auf Nachfrage der Jüdischen Allgemeinen Wochenzeitung »betonte« das Rektorat, man könne weder in Rolf Hanischs bisheriger Forschung noch in seinen aktuellen Lehrveranstaltungen »Hinweise auf Antisemitismus« erkennen.

Hauptseminar und Vorlesung liefen an. Hanisch erklärte auch, warum im Titel des Hauptseminars Israel nicht erwähnt wurde: »Palästina, die besetzten Gebiete, gehören nun mal zu Arabien.« So war auch die Formulierung »Die Palästinapolitik der USA und die amerikanischen Juden«, in der wiederum der Name Israel fehlte, wohl kein Zufall. Und was sollte »und die amerikanischen Juden« heißen? Als im Seminar eine Studentin sich für ein Referat dazu meldete, forderte Hanisch sie auf, sie solle besonders auf die Rolle der »jüdischen Lobby, die es in den USA zweifelsfrei gibt«, eingehen. Die Studentin verließ daraufhin das Seminar. Nach zwei Wochen blockierten Studierende des neu gegründeten Bündnisses gegen antisemitische Lehrveranstaltungen die Vorlesung, zwei Wochen später das Hauptseminar. Denn das Erschreckende war nicht nur, dass sich ein Professor ohne Einspruch der universitären Gremien in irrer Weise antisemitisch äußerte, sondern dass sich außerdem 40 Personen ge-

funden hatten, die bei Hanisch dazulernen wollten. Einer beschimpfte die kritischen Studierenden, er wollte »endlich mal ungestört die Judenfrage diskutieren«. Der herbeieilende Geschäftsführende Direktor des Instituts für Politische Wissenschaften Prof. Dr. Friedbert W. Rüb bezeichnete die Blockade als »SA-Methoden« und leugnete zunächst, dass eine Formulierung wie »Lebensrecht Israels« im Vorlesungsverzeichnis stehen würde. Als sie ihm vorgelegt wurde, war sie dann allerdings nicht mehr so schlimm, schließlich gäbe es dazu ja auch »in arabischen Ländern eine ‚wissenschaftliche Diskussion«. Beschämend am Rande: Auch die linke Splittergruppe Spartakist verteidigte den bürgerlichen Professor. Sie verteilte Flugblätter mit folgendem Inhalt: »Die Appelle von der ›antideutschen‹ Gruppe Bad Weather und Leuten der Hamburger Studienbibliothek an denselben Lüthje, der die Bullen auf die Studierenden hetzt, Prof. Hanischs Seminare zu verbieten, sind eine Bedrohung für alle, die gegen Studiengebühren protestieren, sowie aller, die sich eine Meinung zum Nahen Osten bilden wollen.« Manchen Linken reichen also einfach antisemitische Stellungnahmen, auch ohne dass sie in antikapitalistischem Vokabular daherkommen, um sich solidarisch zu zeigen.

An der Universität Leipzig leitet der Philosoph Prof. Dr. Georg Meggle eine Ringvorlesung »Deutschland – Israel – Palästina«, zu der Gäste aus dem Ausland wie Noam Chomsky und Uri Avnery eingeladen wurden, um, so das Leipziger Bündnis gegen Antisemitismus, in einem »antizionistischen Selbstgespräch« öffentlich zu vertreten, was man sich selbst nicht traut. Bereits 2003 hatte Meggle den US-amerikanischen Moralphilosophen Ted Honderich eingeladen. Micha Brumlik hatte Honderichs Buch »Nach dem Terror. Ein Traktat« als antisemitisch kritisiert und folgenden Satz zitiert: »Ich für meinen Teil habe keinen ernsthaften Zweifel, … dass die Palästinenser mit ihrem Terrorismus gegen die Israelis ein moralisches Recht ausgeübt haben.« Der Suhrkamp-Verlag hatte das Buch daraufhin zurückgezogen. An der Universität Leipzig wollte Meggle ihm deswegen 2003 Gelegenheit geben, »seine Thesen aus dem Buch ›Nach dem Terror. Ein Traktat‹ öffentlich gegen seine Kritiker zu verteidigen«. Brumlik lehnte es ab, mit Honderich in Leipzig zu diskutieren. Deutlicher als in Hamburg positioniert sich in Leipzig die Universitätsleitung. Über den Verlauf der Ringvorlesung Deutschland – Israel – Palästina in diesem Jahr berichtet Henryk M. Broder auf Hagalil.com: Georg Meggle habe behauptet, die Hamas gehe derzeit vom »destruktiven Terror« zu »konstruktiver Politik« über. Gegen diesen Bericht forderte das Rektorat eine Gegendarstellung. Rektor Prof. Dr. Franz Häuser betont darin, Meggle habe dies nicht behauptet, sondern lediglich die Frage aufgeworfen. Eine Lücke in der Gegendarstellung ist allerdings bemerkenswert: Broder berichtet außerdem, die Referentin Helga Baumgarten habe in ihrem Vortrag »Hamas ante portas« den Gazastreifen »als das momentan größte ›Völkergefängnis‹ der Welt« bezeichnet. Dies wird in der sehr detaillierten Gegendarstellung nicht dementiert.

Olaf Kistenmacher

.info
www.studienbibliothek.org
www.israel-soli.de
www.hagalil.com

Nr. 32 | Sommer 05
arranca!

SUPERPRECARIA!
In jedem gut sortierten Buchhandel erhältlich. Einzelpreis 4 Euro. Erscheint 3 bis 4x im Jahr. Probeheft gegen 2 Euro in Briefmarken. Bestellung und **Infos:** c/o Buchladen Schwarze Risse, Gneisenaustr. 2a, 10961 Berlin.
www.nadir.org/arranca

Antifaschistisches Blatt
info
Nr.68 | Sommer 2005

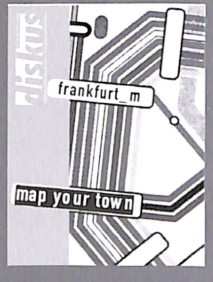
Staatlicher Umgang mit rechten Großveranstaltungen
Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.nadir.org/aib
Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

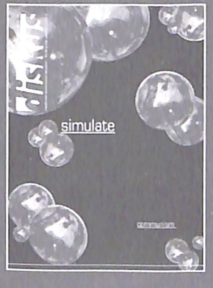
graswurzel revolution
monatszeitung für eine gewaltfreie, herrschaftslose gesellschaft
ja! Anarchismus

Neu: Jetzt mit Citrusfrische und Extra-Langzeit-Wirkung
GWR-Vertrieb
Birkenhecker Str. 11
D-53947 Nettersheim
abo@graswurzel.net
www.graswurzel.net
GWR 301/Aug. 05. Comeback der Anti-Atom-Bewegung". Die fetten Jahre sind vorbei. Ketzerische Positionen zur Bundestagswahl 2005. Aus voller Brust für die Moral der Truppe. 50 Jahre Bundeswehr. Wir schießen quer. Bankrott der Eurokraten. „Imperiale Träume" EU, Türkei. Militarismus & Kriegsdienstverweigerung. Hiroshima. Zapatista-Initiative. Freiheit & Anarchie u.v.m.
Jahresabo 25 Euro (10 Hefte)
Probeabo 5 Euro (3 Hefte)

abo ? backissues ?

Alte Ausgaben gibts für die Portokosten, das Abo mit 4 Ausgaben für 5 Euro in Briefmarken oder Scheinen bei: diskus · Mertonstraße 26 – 28 · 60325 Frankfurt/Main · *Rabatte auf Anfrage*





impressum

diskus · Frankfurter StudentInnen Zeitschrift
Heft Nr. 1.05 · Juli 2005 · 54. Jahrgang

Anschrift: Mertonstr. 26 – 28 · 60325 Frankfurt

Tel: (069) 79828912 · Mittwochs 20 – 22 Uhr

Fax: (069) 702039

E-mail: diskus@copyriot.com

Webarchiv: www.copyriot.com / diskus

Herausgeber_innen: Katrin Amelang · Dietmar Flucke · Kim Hannah Hörbe · Bernadett Settele · Stefan Trenkel

Redaktion: Bini Adamczak · Katrin Amelang · Mario Como · Dietmar Flucke · Reinhard Föhrenbach · Daniel Keil · Darja Klingenberg · Julia König · Alexandra Ommert · Malaika Rödel · Oliver Schupp · Heiner Schwarz · Bernadett Settele · Stefan Trenkel · Rhoxane Trenkle · Esther Uhlig (V.i.S.d.P.)

Layout: .oli

Bilder: .oli, Hannah Fitsch (cover), Deutsche Lufthansa AG (36 – 40)

Belichtung & Druck: Imprenta Obertshausen

Auflage: Achttausend

Erscheinungsweise: Vierteljährlich

Preis: Bis Offenbach gratis – auswärts 2,5 Euro

Namentlich unterzeichnete Beiträge liegen in Verantwortung der AutorInnen.

diskus 5.02

klassen massen sitzen lassen